Wiener Stadt-Bibliothek.
T 7986 / A

V. 3225

Poetische und prosaische

Versuche.

Von
einigen jungen Freunden
der Wissenschaften.

Wien,
gedruckt bey J. V. Degen,
1804.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Vorrede.

Jeder gebildete Mensch wünscht in der Sphäre seiner beschränkten Thätigkeit, die ihm das Schicksal angewiesen hat, einigen Nutzen zu schaffen, oder doch wenigstens zu einem anständigen Vergnügen geschäftsloser Stunden das Seinige beyzutragen.

Und dieser Wunsch war es, welcher vorzüglich die Verfasser der gegenwärtigen Versuche bey ihrem Unternehmen leitete. Ob und in wie fern sie diesen Zweck erreicht haben, ob und in wie fern sie deßfalls zur Herausgabe dieser Kleinigkeiten berechtigt waren; wagen sie nicht zu entscheiden. Ganz vertraut mit den Mängeln ihrer literärischen Erstlinge, übergeben sie dieselben

nicht ohne Schüchternheit dem Urtheile des Publicums, und hoffen zuversichtlich das zu finden, was sie begierig suchen: Belehrende Zurechtweisung. — Der gerechte Ausspruch desselben mag dann entscheiden, ob ein schwacher Funke, der vielleicht hier und da im Verborgenen glimmt, genährt oder unterdrückt werden soll.

Wien, im December 1803.

Die Verfasser.

Erste Abtheilung.

Poetische Aufsätze.

An die Muse der Dichtkunst.

Die du mit holder Zauberstimme
Erhabenste! die Gottheit singst,
Den Tiger zähmst, vom heißen Grimme
Entflammte Leu'n zu schmeicheln zwingst!
Vernimm auf deinem Wolkenthrone
Geneigt des Sterblichen Gesang,
Der jauchzend sich im kühnen Tone
Zu deines Sitzes Höhen schwang.

Du bist es, welche Wielands Leyer
Zu zärtlichen Accorden stimmt;
Durch die das Herz im sanften Feuer
Voll süßer Innigkeiten glimmt.
Geformt von Dir zum Ideale,
Erhob mit raschem Adlersschwung,
Ein Klopstock sich aus diesem Thale
Hinan zu der Begeisterung!

Du winkst; es schwebt mit leichtem Flieder
Dort Mathisson durch Wald und Flur,
Steigt hoch, senkt sich zu Tiefen nieder,
Forscht in den Klüften der Natur;
Schifft bald auf ungebahntem Wege,
Ein Traumbild, in die Zukunft hin,
Bricht Früchte, die durch Seraphs Pflege,
In seines Lebens Garten blühn.

Einst lösest Du Horazens Lippen,
Und staunend lauschten Phantasey'n!
Es horchten Bäume, Fels und Klippen
Auf Orpheus Götter-Melodey'n;
Ihm naheten bey Thebens Gründung
Belebt die Steine sich herzu,
Sein Lied sang an des Orkus Mündung
Den Drachen nur durch Dich in Ruh.

Durch labyrintisch dunkle Gänge
Vergönne Du mir dein Geleit;
Sey Schützerinn der Lobgesänge,
Die fromm mein Saitenspiel Dir weiht!
Berühre meines Busens Funken,
Und heiße Gluth soll immerhin
Durch Dich zur Thätigkeit gewunken,
Für Tugendwerth und Wahrheit glühn.

Erhalte mich in deinem Bunde,
Den hoher Freuden Kranz umschlingt,
Bis mich der Tod in später Stunde
In bessere Gefilde bringt;
Dann zeige, Göttinn, mir die Pfade!
Wo Denis edler Geist beglückt,
Sich an Elysiens Gestade
Des Ruhmes Lorbeerkrone pflückt.

Aufmunterung zur Dichtkunst
an einen Freund.

O Freund! dem die Natur ein fühlend Herz bescherte,
Geschmack und leichten Witz im reichen Maß gewährte,
Der, hohen Eifers voll, nur echte Weisheit liebt,
Und was der Kopf erfaßt, im Handeln treulich übt,
Der alle Künste flieht, die Geitz und Dünkel lehren,
Von Finsterniß erzeugt, den freyen Mann entehren:
O höre, was zu Dir die scheue Muse spricht,
Verschmähe, flistert sie, die schwachen Töne nicht.

Dich lieben, seltnes Glück! die spröden Schwestern Musen,
Ein zarter Funke glüht, und wallt in deinem Busen
Zu Flammen auf; etwa um zu verlöschen? Nein!
Apollo soll Dich einst zu seinem Priester weih'n.
Drum lasse denn, o Freund, dein eigen Glück zu gründen,
Die Gaben der Natur nicht unbenützet schwinden,
Die Flamme lodert nicht umsonst in deiner Brust,
Enthülle sie nun bald zu guter Menschen Lust;
Dein Zaudern würde ja die Musen nur betrüben,
Die Dich vor Tausenden schon itzt so zärtlich lieben.

Vernimm des Freundes Rath; erfülle den Beruf,
Den eines Gottes Huld in deinem Busen schuf;
Besteige den Parnaß, durchstreife Titans Zonen,
Die Musen rufen Dich in ihre Regionen.
O folge doch dem Ruf! und fühl' in ihrem Schooß
Des Menschen wahren Werth, und sein beglücktes Los.
Von kühnem Geist durchglüht, ergreif des Tejers Leyer,
Zerreisse ungescheut der Thorheit dichten Schleyer,
Besinge Lieb' und Wein, und unsres Lebens Glück,
Verlache spottend dann der Narren Mißgeschick,
Und werd' ein andrer Gleim! Nur dränge die Gedanken,
Die jugendlicher Witz gebiert, in jene Schranken,
Die uns Natur, Vernunft und Sinn für Tugend setzt,
Und welche Leichtsinn nur, und Ueppigkeit verletzt.

So werden Enkel einst von deinem Ruhm' ertönen,
Unsterblichkeit wird Dich mit ihren Lorbeern krönen;
Und dann, welch süßer Lohn! erblicket stolz in Dir
Das theure Vaterland der Barden schönste Zier!

Frühlingslied.

Der Lenz erwacht
In voller Pracht
Es sproßt die Palmenweide;
Der Blüthen Duft
Erfüllt die Luft,
Aus Büschen schallt die Freude.

Die Veilchen blühn
Im Thale hin
An Bächen und an Quellen,
Des Hügels Haupt
Nickt neu belaubt,
Der Fisch spielt in den Wellen.

O goldne Zeit!
Der Zephyr streut
Nun auf die Gräber Blüthen:
Wo für den Freund
Dahin geweint
Einst meine Thränen glühten.

Greifenstein.

Nicht ferne von Wien liegt auf Felsen gebaut
Der Trümmer von Greifensteins Feste,
Dort lebten vor Zeiten die Ritter vertraut,
Jetzt dient sie den Raben zum Neste.

Es meldet kein Wächter die Reisenden an,
Es ruft aus der Dämmerung Hülle
Kein menschlicher Laut, und es krähet kein Hahn,
Hier wohnet nur ewige Stille.

Der einsame Kautz ruft vom felsigen Thurm,
Wenn irgend ein Blättchen sich reget,
Das schleichenden Ganges der hungrige Wurm
Im rauschenden Laube beweget.

Was ragend mein Aug' in Gesträuchen erblickt,
Das ist noch ein Restchen vom Stalle,
Es neiget von Stürmen und Alter zerstückt,
Sich mürbe dem nahen Verfalle.

Gemäuer mit Spinnengeweben umflort
Erfüllen den Anblick mit Schauer,
Und Moose bedecken fast jeglichen Ort,
Es lispeln die Gräser von Trauer.

Den Eingang verwehret der rankige Dorn,
Verwachsen mit Epheugestrippe;
Wild drohet vom Dache der modrige Sporn
Den Sturz auf das Felsengerippe.

Die Thore, die vormahls mit Riegel und Schloß
Den grausamen Stürmer bezwangen,
Umschleichen nun sicher vor scharfem Geschoß
Sich Klüften entwundene Schlangen.

Die wankenden Stufen mit schlüpfrigem Grün
Beschattet Hollundergestäude,
Und dumpfige Schwämme und Gras überziehn
Die Wand an dem alten Gebäude.

Einst gab es der heimlichen Gänge hier viel,
Und Schrecken verbreitende Hallen;
Doch diese sind längst in ihr endliches Ziel
Zu Moder und Staube verfallen.

Nur Disteln bedecken den inneren Raum,
Kein Wasser entrieselt der Quelle,
Es streuet die Blätter ein welkender Baum
Hin auf die verwesende Schwelle.

Der leiseste Ton und der leichteste Schritt
Erhallen in öden Gemächern,
Es knarren die Balken bey jeglichem Tritt,
Die Schindel entfallen den Dächern.

Nur bangende Schwermuth bewohnet allhier
Die Säle der tapferen Ritter,
Verschwunden sind Panzer und Siegespanier,
Verrostet die eisernen Gitter.

Dort lieget zertrümmert der fromme Altar,
Zerstört ist die schöne Capelle!
Mit Kohlengekritzel entstellte sogar
Der Leichtsinn die heilige Stelle.

Und jenes Gemach, wie so traurig und still
Dort zechten einst rüstige Knappen;
Nun zirpet darinnen die einsame Grill,
Den Rüstsaal verzieret kein Wappen.

Es knistert im Ofen kein flammendes Holz,
Kein Brot wird für Pilger gebacken;
Wo vormahls der Kiesel entglühend zerschmolz,
Da hecken jetzt gierige Schnacken.

Bey nächtlicher Stille ertönet auch wohl
Getös und Geklirre der Becher,
Da hallen so schaurig, so furchtbar, so hohl,
Die Stimmen verwunschener Zecher.

Der Landmann im einsamen Dörfchen vernimmt
Nicht selten ein klägliches Wimmern,
Das Schloß ist beleuchtet! ein Feuerwisch glimmt
Lichthell auf den moosigen Trümmern.

Am Geburtstage des Herrn v. R * * * z.

Fleug, Latonens Sohn! mit ätherischen Schwingen
Von des Pindus Höhen herab, und begrüße
Deinen Liebling, geweiht im
Heiligthume Asträens;

Bringe itzt den Kranz, der im Buche der Vorsicht
Für ihn ward bestimmt, an dem bunten Gestade
Väterlicher Gefilde
Einst im Herbste zu blühen.

Preise glücklich Ihn, dessen Geist in dem Lichte
Hoher Weisheit glänzt, dessen forschendes Auge
Weder Schein trügt, noch Irrthum;
Der im herrlichen Weltall

Kennt der Gottheit Strahl, und im Busen Gesetze
Heil'gen Ursprungs fühlt, der die Leiden der Menschheit
Trägt mit duldender Sanftmuth;
Und der Sterblichen Lose,

Die hienieden oft unser irdisches Auge
Nicht durchblicken kann, von der Hand des Allweisen
Zu dem großen Endzwecke
Aller Wesen gelenkt sieht.

Neu belebe Dich der erquickende Zephyr
Stäten Wohlseyns, und die erheiternde Freude;
Immer kröne dein Haupt der
Tugend grünender Lorbeer.

Heller, wie des Bachs ungetrübtes Gewässer,
Wenn's am Abend flimmt, von dem milderen Glanz des
Blassen Mondes beschimmert,
Sey des Edelen Antlitz!

Rollet lange noch, vom Verhängniß gezählet,
Jahre! eh' ihr stürzt in die tönenden Hallen
Grauer Ewigkeit, die nach
Erdenweisheit nie forschte.

Wenn am Abend einst die erröthende Sonne
Ihren letzten Strahl über dämmernde Thäler
Senkt, und silberne Locken
Deinen Scheitel bekränzen;

Schweb' ein Genius um die irdische Hülle
Deines Geistes, der, von erhabnen Gefühlen
Heil'ger Hoffnung beseelt, zu
Seinem Ursprung hinauf flieht. —

Die Nacht auf dem Lande.

Der Städte lärmendes Getümmel
Flieh Freund! im Schooße der Natur sieh hier
Entzückt den nächtlich schönen Himmel,
Und freue unbelauschet Dich mit mir.

Mit Träume schwangerem Gefieder
Entsteigt dem Ocean die braune Nacht;
Sie sinket auf die Gegend nieder,
In der zuvor der muntre Scherz gelacht.

Welch' banges ehrfurchtsvolles Schweigen
Herrscht ringsumher? was fesselt dich Natur?
Wo sind sie, deiner Schönheit Zeugen?
Verlassen ist der Hain, der Bach, die Flur!

Des kühlen Westes schwanker Flügel
Belebet lispelnd nur die matte Au,
Es tränket den bebüschten Hügel
In Silberflor gehüllt ein frischer Thau.

Durch leichten Nebelschleyer strahlet
Vom Berge her des Mondes Angesicht,
Die ganze stille Gegend mahlet
Mit ungewissem Schein sein blasses Licht.

Wie ruhig lächelt uns sein Schimmer,
Wie freundlich winkt er uns zu sich hinauf?
Doch Freund so leuchtet er nicht immer,
Oft hemmt ein Wolkenberg den Strahlenlauf.

Nicht anders ist's im Menschenleben,
Bescheidenes Verdienst wird oft gehaßt,
Von Thorheit und von Neid umgeben,
Wird es, o Schimpf, dem Redlichen zur Last.

Der Städte lärmendes Getümmel,
Wo der Chicane giftig Heer uns plagt,
Flieh Freund! bleib unter diesem Himmel,
Wo unser Glück kein Thor zu stören wagt.

Elegie.

Einsam sitz' ich hier, mein Haupt zu Tiefsinn gesenket,
Voll der Gedanken! es pocht mein Herz in stärkeren Pulsen;
Der Vergangenheit Bild entsteiget dem schäumenden Meere,
Welches, von Stürmen durchwühlt, die gräulichen Tiefen entfaltet:
Schaudernde Scene! so wogt der Mensch, mit Hoffnung und Freude
Reich beladen, sein Schiff, und nahet dem sicheren Hafen.
Ach dann erhebt ein Orcan den mächtigen Flügel des Todes!
Brüllt mit schrecklicher Wuth, und peitscht die sich sträubenden Fluthen,
Welche durch grausamen Zorn die Kunst des Steurers zernichten,
Und ein Wassergebirg hinan den Kämpfenden schläudern.

Schwaches Menschengeschöpf! welch unternehmende Kühnheit,
Nahe beym Hafen ereilet der Sturm dein wankendes Schiffchen,

Treibt in die See dich erschrocken zurück; zu schwach sind die Kräfte,
Duldend mußt du fortan dein Los vom Schicksal erwarten,
Wenn zertrümmert dein Kahn ein Bret zur Rettung dir gönnet.

Wie dem Schiffer ergeht es auch mir auf sicherem Boden!
Schauderlich steigt der Schwermuth Gebirg empor aus der Seele,
Träume von Glück verwehet der Sturm des schwarzen Geschickes;
Harmlos entweicht kein Tag, noch zögert die Stunde der Wonne.
Schweigende Wehmuth trübet den Blick zu Thränen geschaffen,
Und mein Busen seufzt, gepreßt von ahndenden Sorgen,
Hoffnung allein lacht mir, die Göttinn schmeichlender Feen.

Reicht mir den Becher mit Wermuth gefüllt, noch will ich ihn leeren!
Honig soll er mir seyn, von welchem die Sylphe sich nähret.
Lächle nur, schadenfrohes Gesicht, mich kränkt nicht dein Lächeln,
Sieh! mit Liebe will ich Dir deine Bosheit vergelten,
Ließe der Rächer nur nicht für deine Ränke Dich büßen!
Denn du entwendetest mir die Herzen so vieler Geliebten,
Welche die gütige Huld mir Aermsten hienieden ertheilte.

Doch wo führst du mich hin, du melancholische Muse?
Rauschen Zypressen nicht schon vom Grabe des schlummernden Freundes?
Oder ist hier sein Geist, der diesen Klagelaut flistert.
Trauernde Muse sprich! was ächzet so kläglich, so bange?
O nur allzu wahr, es ist des Verklärten Geräusche,
Gott! er klagt, ich muß ihm heißere Zähren noch weihen.
Ruhe sanft; du hast ein liebendes Herz mir gebildet,
Unvergeßlicher Freund, den mir der Ewige schenkte,
Wenige Tage des Glücks geleiteten dich zu dem Grabe,
Welches ewig dich von Erdenleiden befreyte.
Dir war diese Welt ein düsterer Kerker des Kummers,
Und der blasse Tod ein lächelnder Bothe des Friedens;
Ach du warst so gut, so sanft noch selbst im Entschlafen!

Hoher Empfindungen voll will ich bey deinen Gebeinen
Thränenden Auges noch oft in nächtlicher Stille verweilen,
Wenn im Forschen vertieft mein Geist sich auf Gräber entschleichet,
Wo mein denkender Sinn in sterbende Trauer versinket,
Daß der morsche Staub Dich Besten der Sterblichen decke.
Diese Schale des Harms, gefüllt aus dem Becher des Leidens,
Würzet allein noch der Trost, daß Jenseits kein Kummer mehr quälet.

Der Augarten.

Unempfindlich ist des Schicksals Strenge
Gegen jugendliche Zärtlichkeit;
O für diese sind nur Schattengänge,
Und verschwiegne Auen eingeweiht.

Herzlich froh bin ich, ihr guten Horen!
Daß ich dieses Plätzchen mir ersann,
Wo nicht aufgeschreckt von Meteoren
Ruhig meine Seele denken kann.

Hier ist alles feyerlich und stille,
Schwermuthsvoll sinkt auf den Frühlingsprunk
Aus des Aethers feuchter Wolkenhülle
Einsamkeit und träge Dämmerung.

Hingelagert, weicher als auf Seide,
Seh ich ungescheut durch zartes Grün,
Müßiggänger dort im Gallakleide
Durch sich wölbende Alleen zieh'n

Wunderschön ist meines Plätzchens Lage,
Welches früh und spät so manches Jahr,
Zwar nur selten sonder Schmerz und Plage
Mir die liebste Ruhestätte war.

Hohe Schatten! Josephs schönste Pflege, —
Nachtigallen hat er euch geschenkt,
Deren Sang die Herzen warm und rege
Hin zu zärterer Empfindung lenkt.

Schweigt! o schweigt ihr lauten Symphonien
Dort im Saale, die das üppig Ohr,
Wähnend aus der Kunst nur Lust zu ziehen,
Vor den Sängern der Natur erkohr.

Doch man mag den muntern Scherz genießen,
Sich der Musik und des Sanges freun:
Nur die Schatten, welche mich umschließen,
Sollen fremde Schritte nicht entweihn.

Fern von jenem dunstigen Gewühle,
Welches schweißvoll sich im Kreise dreht,
Lüftet froh mein Herz sich in der Kühle,
Die von diesen frischen Zweigen weht.

Hier versink' ich, von Geschäften müde,
Abgesondert von der stolzen Welt,
In Betrachtung, die der Seelenfriede
Lebhaft meinem Sinn entgegen stellt.

Wohlgerüche duften auf mich nieder,
Aus den Linden, die der Lenz umblüht,
Deren Stämme grüner Epheuglieder
Längst schon melancholisch überzieht.

Alte Pappeln, die zum Himmel ragen,
Streuen Dunkel in dieß Heiligthum,
Und von jedem Aste, den sie tragen,
Singt ein Vogel ihres Stifters Ruhm.

Selten wird ein solcher Ort gefunden,
Der an Einfalt einem Tempe gleicht,
Wo von Fesseln jeder Art entbunden,
Uns die Lust den Freudenbecher reicht. —

Der Mann.

Wer bey den Wundern der Natur empfindet,
Wie groß und schön das Universum sey;
Wer seinen Schöpfer in der Schöpfung findet,
Dem Winke der Allvatergüte treu,
Sich seines Daseyns freuen kann,
Wohl ihm! er ist ein braver Mann!

Wer Menschen aller Zonen Brüder nennet,
Wem Edelsinn den weichen Busen hebt,
Wer seinen hohen Zweck sokratisch kennet,
Und ein Alcid' ihm nachzuleben strebt;
Der fängt sein Tagwerk' herrlich an,
Wohl ihm, er ist ein braver Mann!

Wer nie berauschet von der Sinne Feuer,
Der Mensch, bis zu dem Thiere niedersank,
Wer nie aus deinem Becher, Ungeheuer!
Sich langsam mordendes Verderben trank;
Der steige kühn den Pfad hinan,
Wohl ihm, wohl ihm, er ist ein — Mann!

Auf die Geburtsfeyer

Ihrer k. k. Majestät Marien Thereſiens.

Den 6. Junius 1803.

An dem blumigen Ufer des Iſters im kühlenden Dunkel
Einer bejahrten Eiche lag ich;
Als der Wellen Geſchwätz und ein leiſe fächelnder Zephyr
Schlummer in meine Glieder ergoß.
Hier — o glaubet dem heil'gen Geſicht! — hier ſah ich entzücket,
Der Najaden fröhliche Schaar.
Wie ſie das träufelnde Haupt empor aus den ſilbernen Fluthen
Hoben, und Auſtriens wonnigſten Tag
Mit ätheriſchem Sang und Jubelfeyer begrüßten.
Plötzlich erſtummet ihr göttlicher Chor:
Sieh! es berührt die ſchönſte der Schweſtern die zitternde Leyer,
Mit harmoniſchem Finger — ſie ſingt!
O welch nie gehörte, welch himmliſch entzückende Töne
Feſſeln das Ohr und bezaubern das Herz!
Groß iſt der Sterblichen Phantaſie; ſie ſchafft ſich behende

Schönere Welten, und bauet sich dreust
Schlösser im Luftraum, und Berge von Gold, steigt bald in des Orkus
Düstere Höllen hinab, bald empor
In die schimmernde Burg des Olymps; doch sie kann nicht die Wonne
Fassen, nicht ahnden, die ich empfand.
Von der göttlichen Lust sind meine Sinne noch trunken!
Lyrische Muse, o singe du mir
Der Najade Gesang, den ich an den Ufern des Isters
Träumend belauschte. Die Göttliche sang:
„Götter, und du der Götter Mächtigster, Vater der Menschen!
„Zevs, o höre mein frommes Gebeth!
„Heut ist der freudige Tag, an welchem zum Segen der Völker
„Einst die menschliche Gottheit entstand!
„Ja das ist Sie, wenn Adel der Seele die Menschen vergöttert;
„Jubelnd huldiget Austria Ihr!
„Gleich dem schaffenden Phöbus, wenn er die Fluren und Felder
„Mit den segnenden Strahlen belebt;
„Hoch erhebt sich darob die Brust des dankenden Landmanns,
„Schauend des Schweißes herrlichen Lohn.
„So erschien und beseligte Sie, — die menschliche Gottheit —
„Völker Ihrem Herzen geweiht!
„Heute flehen sie Dich: erhalte noch lange Theresen,
„Die nicht Fürstinn, die Mutter uns ist.

„Ehern seye der Bund, der Sie mit Franzen verbindet,
„Seines Geschlechtes ewigen Ruhm!
„Werth des erhabenen Ursprungs verewigen Sprossen der Nachwelt
„Franzens und Thereſiens Bild.
„Höre, Du Größter, Du Bester! mit Huld das Flehen der Völker."
Also war der Najade Gesang.
Ihre Schwestern und Pan und die ziegenfüßigen Faunen
Standen lange horchend noch da.
Hymen, Apoll und Minerva sah ich zum Schlosse der Fürstinn
Eilen, und da war ich erwacht.

Der Hagestolz.

Ob ich die Mädchen liebe,
Frägt Jedermann?
Als gingen solche Triebe
Mich etwas an.

Soll ich von frühem Morgen
Bis in die späte Nacht
Mich um Florinden sorgen?
Ey wohl bedacht!

Es mag der Zuckersüßen
Ein Faungesicht
Das seidne Händchen küssen;
Ich thu' es nicht.

Was kümmert mich die lose
Otilia,
Was Adelheid und Rose,
Was Lucia?

Mich fesselt nicht Elise
In weißer Tracht,
So lange Wald und Wiese
Mir Wonne lacht.

Sollt ich wohl aus den Lauben
Von weichem Grün,
Um einen Kuß zu rauben,
Zu Mädchen fliehn?

Mit Band und Puppen spielen?
Die runde Brust
Mit halbem Blick beschielen?
Dank' für die Lust!

Ich wandle gern im Grase
Am klaren Bach,
Da rümpfet mir die Nase
Kein Püppchen nach.

Die Mädchen werd' ich nimmer
Um Liebe flehn;
Und sollte selbst in Trümmer
Der Erdball gehn! —

Am Grabe eines Freundes.

Der Edle ist nicht mehr! ihr Freunde weint um ihn,
Und streuet auf sein Grab die letzten Veilchen hin!
Wer hat uns ihn, um den der Sehnsucht Thränen fließen,
Wer hat uns ihn, klagt ihr, mit kühner Hand entrissen?
Du neidisches Geschick, nur du hast es gethan.
Du rafftest ihn hinweg von seiner Frühlingsbahn!
Sahst du mit herbem Gram und schadenfrohem Blick,
Auf unsern engen Bund, auf unser stilles Glück?
Mißgönntest du vielleicht die wonnereichen Stunden,
Die in des Edlen Kreis so sanft dahin geschwunden?
War dir die Treu verhaßt, die zärtlich uns verband,
Und um die Schläfe uns der Freundschaft Rosen wand?
Ward denn die kurze Lust, die wir vereint genossen,
So bald ein Jammerquell für uns zu seyn beschlossen?

Doch was beginnt der Mensch, der schwache Wurm im Staub,
Er klagt, jedoch umsonst; er wird der Stürme Raub!
Will der Kurzsichtige der Gottheit Schlüsse richten,
Und ihren Zwist mit uns nach eignem Rechte schlichten? —

Wo schweift mein Flug umher? welch Staunen fasset mich!
Da ich den Pfad erblick, auf den der Schmerz um Dich,
Verklärter Freund, mich trieb; schnell will ich ihm enteilen,
Es wäre Frevel nur, hier länger zu verweilen.

Der Edle ist nicht mehr; der Allmacht weiser Ruf,
Die durch ein mächtig Wort, was ist und lebet, schuf.
Gestirn und Sonnen dort auf eignen Bahnen führet,
Im unerforschten Plan die Menschen hier regieret;
Der Allmacht Ruf war es, durch die befreyt von Qual
Der Geist des Seligen aus unserm Kreis sich stahl.

D'rum Freunde, klaget nicht; denn seht, nun schiffet er
Nicht zwischen Klipp' und Fels im schreckenschwangern Meer.
Und sprecht, was ist auch wohl des Menschen kurzes Leben?
Ein Wanken zwischen Furcht und Hoffnungen, ein Schweben
In der Phantome Reich, ein mühevoller Streit,
Die Gegenwart ist Drang, ein Traum Vergangenheit.
Das Laster macht zur Qual dem Menschen dieses Leben,
Nur Tugend und Vernunft kann stillen Reitz ihm geben.
Doch ach wie selten trifft er klug die Tugendbahn,
Wie bald, wie oft lockt ihn verlarvtes Laster an!
Zu schwach der Wahrheit Licht vom Schein zu unterscheiden,
Wählt er nicht selten das, was Weisere vermeiden.

Es stürzt die Sinnenlust zum Abgrund ihn hinab,
Ein sieches Schattenbild reift er für's frühe Grab! —
O lerne Sterblicher den Werth der Tugend kennen,
Dann darf bey Armuth dich der Weise glücklich nennen!

Dir strahlt die Wahrheit nun, ein Diamant, o Freund!
Du siehst, wie Tugendsinn Dich noch mit uns vereint;
Vollendet ist Dein Kampf, Du hast ihn gut gestritten,
Entfesselt ist Dein Geist, auch er hat ausgelitten!
Nun strömet Dir fortan, wo Gottes Güte thront,
Der jeden Duldenden und Hochgesinnten lohnt,
In Fülle Deines Glücks ein göttliches Entzücken,
Und reine Freuden, die Dich ewiglich beglücken.
Kein Wahn berückt Dich jetzt, kein Laster reizt Dich an,
Der Engel thut nicht mehr, was einst der Mensch gethan.
Wo sich der Seraph freut, da drücken keine Sorgen,
Ein immerwährend Blühn umduftet Deinen Morgen;
Der Wünsche flatternd Heer bestürmet nicht dein Herz,
Von Gram und Täuschung fern, flieht Dich der bange Schmerz,
Des Neides Natterbrut vergällt Dir keine Freuden:
Die Schaar der Himmlischen umschleicht kein Chor der Leiden.

O Du, der Erdenharm mit Götterwonne tauschet,
Und im Elysium von Seligkeit berauschet,
Was Ewigkeit ihm beuth, in Ewigkeit genießt;
Wer zweifelt noch, daß Du selbst zu beneiden bist! —

Die Mondnacht.

Stille Nacht, in welcher einst so bange
Dieses Herz in stärkern Pulsen schlug,
Dich erhebt mit lieblichem Gesange
Von der Laute reinem Silberklange
Leichter Melodien Flug.

Freundlich seh' ich dort den Weiher flimmern,
Wo des Mondes matter Strahl zerfließt,
Welcher zwischen grauen Felsentrümmern,
Busch und Hütten reizend zu beschimmern,
In die Thäler sich ergießt.

Thau beperlt das Wiesengras mit Thränen,
Die der Abend über Fluren goß;
Zephyr scheint mit leisen Klagetönen
Nach den zarten Blumen sich zu sehnen,
Die der milde Schlaf verschloß.

Kräuter duften, Silberbäche gleiten
Von den Grasgefilden rings umwallt,
In den Hain, aus dem voll Zärtlichkeiten
Nachtigallensang in Wettestreiten
In die Gegenden erhallt.

Von dem Quell, mit hohem Schilf umgeben,
Hüpft ein Flämmchen durch das feuchte Grün,
Welches Farrenkraut und wilde Reben
Schauerlich in öde Hecken weben,
Jetzt zum Wasserfalle hin.

Freundlich lispelt mir das Laub von Bäumen,
Jedes Gräschen, das der Mond bescheint,
Wanket froh in diesen engen Räumen;
Stille Nacht, die wir mit Angst durchträumen,
Du bist nicht des Menschen Feind!

Die Geisterstunde.

Es rauscht der Quell,
Der Mond scheint hell
Und flimmert im rohrigen Teiche;
Ein Feuerwisch
Tanzt im Gebüsch
Umsäuselt von Epheugesträuche.

Der Unkensang
Und Glockenklang
Durchlauten die nächtliche Stille;
Der Rabe krächzt,
Ein Unhold ächzt
Dort schaurig in menschlicher Hülle.

Das Irrlicht springt
Von Schilf umringt
Mit Hexen in lüftigen Reigen,
Ein Katzenchor
Steigt aus dem Moor
Und spielet auf Cymbeln und Geigen.

Der Wassermann
Steigt in den Kahn
Und necket die Fischer im Thale,
Mit hohlem Laut
Ruft ihn vertraut
Ein nackender Schedel vom Pfahle.

Der Kobold wallt
In Bocksgestalt
Und täuschet mit schlauem Gelächter,
Springt um den Bach
Dem Müller nach,
Schreckt öfters im Dorfe den Wächter.

Drum schließ in Ruh
Mein Aug dich zu,
Ich will von dem Poltern nichts sehen;
Das Luftgesind
Mag dann geschwind
In fliegenden Kreisen sich drehen! —

An Sie.

Mein Lied bist Du, der Urkraft Meisterstück!
Mir Schöpferinn der höchsten Freude,
Mein größter Ruhm, mein einz'ges Erdenglück,
Bey dem ich Fürsten nicht beneide!

Wenn ich Dich denke, trinkt im Hochgefühl
Mein Geist ein Meer von Seligkeiten,
Er schwelgt an seiner Wünsche Ziel,
Begeistert tönen meine Saiten!

Die Muse fliegt den Flug des Dädalus,
Sie schwingt aus diesen Regionen
Worin, was Gränzen hat, verweilen muß,
Verwegen sich in Himmelszonen.

Im Seraphinenkleide sieht sie Dich,
Vom reinen Geisterchor umgeben,
Du fliehest diese Welt, zu gut für mich,
Willst Du in deinem Urstoff schweben!

O Göttliche! verläugne die Natur,
Und komm den Himmel mich zu lehren,
An dem hienieden wir der Gottheit Spur
In ihren Wundern stumm verehren.

Du bist gekommen! Dank sey Vorsicht Dir,
Du riefst Sie aus des Aethers Auen,
Damit auch Menschen der Verklärten Zier
Im menschlichen Gewande schauen.

Mit Adlerflug durchfleucht die Phantasie
Die Bilder der verfloßnen Stunden,
Die mir in göttergleicher Sympathie,
Ein Augenblick, dahin geschwunden.

So sinken holde Luftgestalten hin,
Die jähling unsre Sinne blenden;
Es ist verschwunden, was uns itzt erschien,
Wie Nebel an des Bachs Geränden.

Wenn ich von Mißgeschick verfolget bin,
Gibst Du mir Trost in bösen Stunden,
Du heilest mich, o schöne Dulderinn!
Uneingedenk der eignen Wunden.

Du würzest mir nach jedem Sturm die Ruh,
In der sich unsre Wonne mehret,
Und lächelt uns des Glückes Laune zu,
Bist Du es, die mich Freude lehret.

Wenn Du mir sprichst von jener Seelenlust,
Die nur erhabne Herzen theilen,
Die mit dem Götterfunken in der Brust
Dem thierischen Gefühl enteilen;

Wenn warnend Du der Leidenschaften Fluth,
Die reißende! dem Schwachen zeigest,
Und, hochbegeistert dann von edler Gluth
So himmlisch überredend schweigest:

Durchdringet Engelharmonie mein Ohr,
Ich fühl' ein ahndungsvolles Beben;
Ich fasse Dich, mein Geist schwingt sich empor,
In mir beginnt ein zweytes Leben.

Ich sinke dann an deinen Busen hin,
Wer mag wohl die Gefühle kennen,
Von denen ich, ein Gott, berauschet bin?
Wer wagt es, diese Lust zu nennen?

Ein Andrer trink aus Gold den Götterwein,
Der glänze vor Minerva's Hallen,
Ein Crassus mag des Pluto Günstling seyn,
Ein Cato schmücke die Annalen:

Ich folge klug dem Rufe der Natur,
Sie spricht zu mir aus deinen Blicken;
Verwandte Wesen, Mensch und Menschen nur
Vermögen hier sich zu beglücken.

Impromtu
auf die Ritterfeste in Laxenburg.

Hier, wo das Auge sich an Kunst und Pracht ergötzet,
Ins Alterthum die rege Phantasie versetzet;
Hier bleiben wir entzückt, und voll Verwundrung steh'n,
Denn alles zeiget uns Franz und Theresien! —

Der Frau von Lth**
am 28sten Verehelichungstage.

Heute, frohes Angedenken!
Sah ich abwärts hell sich senken
Den zur Lust erwachten Tag,
Hörte laut der Nachtigallen
Jubel durch die Stadt erschallen,
Welche halb im Schlummer lag.

Vier Mahl sieben Lenze gleiten,
Trunken noch von Zärtlichkeiten,
In der hohen Fluth der Zeit;
Tage, weggelebt in Küssen,
Wurden schnell mit fortgerissen,
In dem Strom Vergangenheit.

Nur die Stunden ihrer Feyer
Sind noch allen Herzen theuer,
Und Dein Gatte segnet sie!
Eingedenk der sanften Triebe
Singt mein Lied auch Eure Liebe
Eurer Seelen Harmonie.

Bunt umsprossen Eure Wege
Blumen, die mit zarter Pflege
Die Natur für Euch erzog;
Wandelt oft auf diesen Steigen,
Unterm Duft von grünen Zweigen,
Lacht des Kummers, der Euch bog!

Seht, des Weltenvaters Güte
Streuet frisch entknospte Blüthe
Durch die fernsten Thäler hin;
Wo des Hagdorns wilde Hecken
Manches Veilchen überdecken,
Aber Euch nickt muntres Grün.

Milder glänzet Euch die Sonne,
Reiner Kreaturen Wonne
Biethet Euch den Palmzweig dar;
Und am Myrthenhaine schmücken
Kind und Enkel mit Entzücken
Festlich Eueren Altar.

Das Felsenpaar.

Soll des Dichters Gesang nur Heldenthaten erheben?
Sind ihm Menschen zu klein, die zwar nicht schimmernde Bänder,
Aber ein offenes Herz für jegliches Gute und Schöne
Zu den Edlen gesellt? Tönt nicht mit reinerem Klange
Seine Laute das Glück, das zartere Seelen genießen?

Enge verbunden durch das, was Herzen mit Herzen verbindet,
Lebten Stunden der Lust, die höhern Gefühlen entquillet,
Ohne Geräusch zwey Freunde, längst schon die Wonne der Guten!
Gleich dem schwangeren Korn, wenn es der segnenden Sonne
Milde funkelndes Licht zur üppig schwellenden Knospe,
Itzt zum Blüthengeduft, und dann am Abend des Tages
Zur erquickenden Frucht des Baumes schöpferisch bildet,
Faßte das Samenkorn der herrlich sprossenden Freundschaft,

Das in ihnen der Sinn für gleiche Tugenden pflanzte,
Bald ein festes Geschoß; es ward zum schattenden Baume
Als die Edlen Ein Ziel des irdischen Strebens sich steckten.
Beyde fühlten den göttlichen Drang, den schmachtenden Bruder
Vor dem Einen Theil des menschlichen Jammers zu schützen;
Nahmenlos ist das Gift, das immerthätig den Körper
Unter tausend und tausend Unthiersgestalten verzehret;
Als ein waltender Gott dem Gift' entgegen zu wirken,
War der schimmernde Kranz, mit dem die Freunde sich krönten.

Strenge der Stimme der Pflicht, die sich dem Herzen verkündet,
Auch gehorchend noch dann, wenn schwarze Gefahr sie begleitet,
Waren den Leidenden stets die Arme der Edlen geöffnet;
Keine Sorge für eigenes Wohl hielt sie in dem Drange
Ihres Herzens zurück; — sie retteten, wo sie nur konnten.
Dennoch mußt' es geschehn, das Einer der Trefflichen selber
Jenem Gift' erlag, das er als schützender Engel

Andern rettend entzog. — So sinkt im siegenden Kampfe
Epaminondisch ein Held, hat er die Freyheit der Bürger,
Und das theuere Land, sammt Gattinn und Kindern gerettet;
O dann folget er kühn, dem gräßlich winkenden Tode! —

Ach vergebens war der Balsam des pflegenden Freundes!
Und vergebens die Kunst! — er starb — und mit ihm war gestorben
Jeder Reitz der Natur dem grausam verlassenen Freunde.
Denn wie konnten ihn noch die wonnelachenden Fluren
Und der bevölkerte Hain, aus dem nur Zärtlichkeit schallet,
Und der rieselnde Bach mit seinen Bewohnern vergnügen?
Ueberall strahlet das Bild des Verklärten ihm lächelnd entgegen,
Winkend mahlet es sich im Spiegel der silbernen Fluthen,
Deren muntres Geschwätz so oft die Freunde belauschten;
Melancholisch ertönt es aus den Klagen der Progne,
Die den Verblichenen oft in sanften Empfindungen wiegte,
Schwebet dann auf der Flur, wo unter trauten Gesprächen

Ueber Gott und Natur die raschen Stunden entschlüpften! —
Fliehend die Welt, die für ihn nun keine Reitze mehr hatte,
Siechend an dem Gift, das er aus den Lippen des Theuren
Ach! so gerne sich sog, gebeugt von seinem Verluste,
Den der gefolterte Geist zu tragen nimmer vermochte,
Warf ein tödtendes Fieber ihn auf das einsame Lager,
Und sein besserer Theil flog hin zum harrenden Freunde,
Der in verklärter Gestalt den zärtlich Geliebten umfaßte.

So der Trefflichen Los! Dort im romantischen Thale,
Feyerlich überschattet von immer grünenden Fichten,
Hebt sich empor ein Felsenpaar am Rücken des Berges.
Ruhen Freunde daselbst, so befällt sie ein heiliger Schauer:
Leise lispelt es hier von den freundlich nickenden Zweigen,
Und die Seelen der Edlen umweh'n den erstaunten Wandler.
Hoch erhebt sich darob der geisterahndende Busen,
Schneller reift zu großen Entschlüssen der mächtige Wille! —

Fächle leiser du melancholisch seufzender Zephyr!
Brechet strotzend hervor, ihr Ambra duftenden Blumen!
Schattet stolzer ihr majestätischen Gruppen der Fichten:
Ihr umgrünt den Altar des Heroismus der Freundschaft!

Die Bergreise.

Klimmet auf des Berges Gipfel,
Wackre Brüder, klimmt hinan!
Bis der Eichen stolze Wipfel
Feyerlicher uns umfah'n.
Ha, nun ist der Berg erstiegen,
Wer von uns fühlt nicht Vergnügen,
Wen entzücket nicht die Flur
In den Reitzen der Natur?

Dort durchströmt die fernen Auen
Majestätisch Isters Fluth,
Dessen Thal in dunklem Grauen
Schlummernd noch im Gräse ruht.
Alles lauscht ein tiefes Schweigen,
Nur ein West spielt mit den Zweigen,
Welche von den regen Höh'n
Blüthen uns entgegen weh'n.

Phöbus naht auf stillem Pfade
Sich voll Herrlichkeit der Welt;
Seht, am Quell tanzt die Dryade
Von Aurorens Strahl erhellt!
Herden schleichen auf die Weide,
Jubelnd tönt der Hirten Freude,
Von des Frühlings Pracht entglüht,
Uns ein muntres Morgenlied.

Nun eröffnet unsern Blicken
Sich ein unermeßner Raum,
Unser Herz pocht vor Entzücken,
Wonne flistert jeder Baum;
Felsen, deren wilde Ranken
Ueber unserm Scheitel wanken,
Scheinen an den Melodei'n
Ihrer Sänger sich zu freun.

Ueberschleyert von den Dünsten
Dampft die stolze Kaiserstadt,
Die der Tag zu neuen Künsten
Ihres Lands erwecket hat.
Evoe! ihr trauten Brüder!
Hell senkt unser Blick sich nieder
In die Tiefen, schaut und freut
Sich der jungen Blüthenzeit.

Am Geburtstage eines Freundes.

Die heiße Himmelsflamme lodert
Von schöpferischer Kraft entglüht,
Begeistere nun aufgefodert,
Erwachter Morgen mein Gemüth!

Daß es den Sterblichen verkünde,
Wie segenvoll mit Thau getränkt,
Geweht vom Hauche sanfter Winde,
Der heitre Tag sich niedersenkt.

So mag das Wesenall ihn hören,
Des Herzens strömenden Gesang,
Der schwingend sich zu lauten Chören
Aus meiner vollen Seele rang.

Bekrönt mit dem Aeonenkranze
Seh' ich die Jahresreihen stehn,
Um welche noch im Sphärentanze
Sich der Vollendung Stunden drehn.

Sie ragen hoch im Strahlenkleide,
Geschmückt mit lichtem Aetherflor,
Aus dunkler Endlichkeit zur Freude
In diesem schönen Tag hervor.

Im All, wo Form und Raum verschwindet,
Und aller Menschen Sinn zerfließt,
Ward ein Gedanke mir verkündet,
Der zum Gefühle sich ergießt.

Er rauscht auf Harmonien-Schwingen
Mit Einklang an dein lauschend Ohr,
Dieß Lied soll jenen Tag besingen,
Den Gott zu Deinem Seyn erkohr.

Lob des Bieres.

O edler Trank, dem ich verpflichtet bin,
Der mir der Freuden manche bringet,
Nimm, Gerstensaft, zum Dank ein Liedchen hin!
Das ohne Prunk dein Lob besinget.

Den Wein vergöttern Dichter sonst allein,
Die bloß von Lust und Musen träumen,
Auch gönn' ich ihnen Lieb und Mondenschein;
Ich will zu deinem Lobe reimen.

Zu Thaten triebst du unsre Ahnen an,
Die staunend noch die Nachwelt ehret,
Und Hermann führtest du die Heldenbahn,
Wie die Geschichte uns belehret.

So danken Deutsche dir mit frohem Muth,
Daß sie noch Teutons Söhne heißen,
Und daß noch deutscher Sinn und deutsches Blut
In ihren deutschen Adern fleußen!

Doch braucht man etwa die Vergangenheit
Als Stoff zu deinem Lob zu wählen?
Ein jeder mag von sich, von seiner Zeit,
Von gestern und von heut erzählen.

Erstarret eil' ich deinem Sitze zu,
Wenn Schnee die todte Schöpfung decket;
Ich schlürfe deinen Saft in süßer Ruh,
Die mich zum neuen Handeln wecket.

Hier knüpfet sich der Freundschaft holdes Band,
Das schönste Gut, das uns beschieden,
Hier werden Seelen näher sich verwandt,
Es blüht Elysium hienieden;

Indeß ein Gläschen man bey Scherzen leert,
Entfliehen Sorgen, Gram und Leiden,
Man fühlet ganz des Lebens hohen Werth
Und seine unerkauften Freuden.

Und wenn die Sonne unsre Scheitel drückt,
Ein glühend Feuer uns entzündet;
Bist du es, die die Müden dann erquickt,
Und Trägheit, Hitze, Durst verschwindet.

Hier, wo die Lust aus jedem Strauche winkt,
In diesen schattenreichen Gründen,
Hier kann man, bis den Thau die Erde trinkt,
Den Zauber deiner Labung finden!

Verschloßne Herzen öffnen sich der Lust,
Selbst Feinde werden bey dir Brüder,
Die bleiche Eris flieht des Menschen Brust,
Und Freude steigt zu uns hernieder.

Beym Weine nur, der Menschen thierisch macht,
Verliert der Geist den Herrscherzügel;
Beym Gerstensaft wird ohne Zwang gelacht,
Der Phantasie entkeimen Flügel:

Es prangt im Sonntagskleide die Natur,
Es glänzet schöner uns die Sonne,
Uns locket überall der Freude Spur,
Und alles lebt und athmet Wonne!

Die Brust durchbebet nie gefühlte Kraft,
O seht doch, wie die Gläser blinken!
Es winket uns der echte Lebenssaft,
Drum, Freunde, kommt, und — laßt uns trinken!

Abendphantasie.

Nun verlosch die Gluth der Abendsonne,
Erdendampf verhüllt der Alpen Haupt,
Zum Chorale schleichen Mönch und Nonne,
Zecher wanken um des Bacchus Tonne,
Nur der Wandrer irrt, des Wegs beraubt,
Durch den Wald, mit heißem Sand bestaubt.

Sinket nieder Nachtbeflorte Stunden!
Ruhig harret eurer schon das Thal,
Meine Seele, nicht an Zwang gebunden,
Hat vom Irdischen sich los gewanden,
Und betrachtet hell durch Hespers Strahl
Sinnend das erhabne Weltportal.

Traget mich ihr Phantasien-Schwingen!
Hin, wo Aethers leiser Fittig schallt,
Denn ich will, soll dieser Flug gelingen,
An den fernen Sirius mich ringen,
Wo des Zeitstroms Fall mit Allgewalt
Nur ein dumpfig Echo wiederhallt!

Horch, Melancholey-Gefieder rauschen!
Luftgestalten gaukeln ihren Tanz;
Hier wo Sphären, Anmuth einzutauschen,
Engelharmonien nur belauschen,
Windet schöpferisch der Sterne Glanz
Um die Welten einen Strahlenkranz.

In den fernsten Winkel dieser Räume
Stieg vom Erdkloß Newtons Geist hinauf,
Maß durch Weisheit, was ich kaum noch träume,
All' der Schöpfung lichte Himmelskeime,
Und bestimmte Größe, Form und Lauf;
Hört Gedanken hier zu forschen auf!

Dieses Meer von Seligkeit ergründet
Nimmer der gefesselte Verstand!
Das Phantom beschränkter Sinne schwindet,
Denn es hat ein Gott sich hier verkündet!
Und um seine wunderbare Hand
Wälzet sich das seelenvolle Land.

Wehe sanft auf weichen Aetherswogen
Trunkne Phantasie mich an den Hain!
Meine Brust hat Kraft in sich gesogen,
Menschen unter diesem Himmelsbogen
Sollen im verschwisterten Verein
Zeugen meines Freudenjubels seyn.

Hier in dieser feyerlichen Stille,
Wo durch Liebe Halm an Halm sich schleußt,
Keimet aus des Urstoffs reiner Fülle
Freyer Wesen unbeschränkter Wille,
Und ein Meisterstück formt sich: ihr Geist!
Welcher hin auf Götterursprung weist. —

Ein Blümchen,

eine Nachahmung des bekannten Liedes gleichen Inhalts.

Ich sah den Frühling Flur und Au
Mit Gräsern überziehn,
Und dann ein Blümchen himmelblau
An einer Quelle blühn.

Durch meinen Schutzgeist hingeführt,
Fand ich es hier allein,
Es wird wohl mancher ungerührt
Vorbey gegangen seyn.

Die weise Schöpfung ließ es mir
Von ferne her schon sehn,
Das schöne Blümchen sollte hier
Nicht ungepflückt vergehn.

Und weil ich wußte, daß dein Blick
An Blumen sich entzückt;
So hab ich Dir durch ein Geschick
Dieß Blümchen abgepflückt.

Nimm diesen Zögling der Natur
Vertraut aus meiner Hand,
Der jüngst noch auf der stillen Flur
Ganz unbemerket stand.

Und denke, wenn man mit der Zeit
Dir schön're Blumen bricht,
Nur einmahl noch mit Zärtlichkeit —
An dieß Vergißmeinnicht!

Mein Mädchen.

Laßt mich jenes holde Kind
Durch dieß Lied besingen!
Denn ich will zum Angebind
Einst mein Herz ihr bringen.
Lieblich wie des Mondes Strahlen
Soll mein Pinsel sie jetzt mahlen,
Wie vom Köpfchen bis zum Fuß
Die Natur sie formen muß.

Ausgezeichnet schön will ich
Sie durchaus nicht wissen,
Ihr Gesicht sey leidentlich
Angenehm zu küssen;
Blonde Ringellocken mögen
Sich um ihre Stirne legen,
Denn, beym Zeus! ein schwarzes Haar
Zeigt vom Starrsinn immerdar.

Aus dem sanften blauen Blick,
Spreche Herzensgüte,
Hang nach wahrem stillen Glück,
Fromme keusche Sitte;
Schöne frische Röthe prange
Auf der jungfräulichen Wange,
Wie sie nur Natur erreicht,
Keine feile Kunst erschleicht.

Und ihr Wuchs sey nicht zu klein,
Lilienweiß das Händchen;
Um die Locken schlinge fein
Sich ein niedlich Bändchen.
Der Gesundheit reiche Fülle
Ströme durch die Außenhülle,
Und ein unverderbter Sinn
Weis auf Wahrheitsliebe hin.

O ein Mädchen dieser Art
Soll mein Herz beglücken,
Ich umfing sie hold und zart
Schmilzte in Entzücken!
Lebte mit ihr Göttertage
Theilete mit gleicher Wage
Jede Freude, jedes Glück, —
Und mich lohnt' ihr Engelsblick.

Meinem Vater,

am Geburtsfeste.

Wie milder Thau, beglänzet von Morgenroth,
Blinkt itzt die Perle, welche dem Aug' entrollt,
Und freudig schwellet meinen Busen
Hoher Empfindungen schönste Fülle.

Ihr Aetherstriften! heiliget dieses Fest,
Harmonisch tönet Ehrfurcht und Dankgefühl,
Und jedes Lüftchen an dem Pole
Flistere Liebe Dir zu, nur Liebe!

Rausch', edle Harfe, herzlichen Jubelton!
In den Gesang des fröhlichen Bardenchors,
Verkünde laut die stille Feyer,
Welche mit Wonne den Sohn durchzittert.

Du, Nahmenloser! geuß in das Vaterherz
Den besten Segen, trefflicher Thaten Lohn;
Denn sieh, ihm lodert, freyen Ursprungs,
Kindlicher Dankbarkeit reinste Flamme!

Zwar strömt aus meinen Saiten nicht Ewigkeit,
In sanften Tönen klinget nur Herzenslaut,
Doch meines heißen Sanges Ecchо
Hallet an Himmelsgefilden wieder.

Die letzte Bitte.

O verzeih', verzeih' es mir!
Daß ich noch einmahl zu Dir
Diese gefalteten Hände
Schüchtern und hoffnungslos wende.
Tage der Zärtlichkeit
Spielet der Strom der Zeit
Hin an ein düster Gerände.

Gönne mir noch einen Blick —
Nimm auf ewig dann mein Glück
Holde! dein Herz, von mir wieder
Schmerzhaft, Gott weiß es! doch bieder
Leg ich dieß theure Pfand
Schweigend in deine Hand;
Rollten viel Thränen drauf nieder.

Liebe wird mich nicht erfreun,
Trauernd werd' ich jetzt allein
Jegliche Stunde verweinen,
Dulden, um heiter zu scheinen.
Liebchen! dein Herz ist frey,
Künftig kannst Du es treu
Mit dem Geliebten vereinen.

Du sollst dennoch glücklich seyn,
Denke nicht an meine Pein,
Nichts soll hienieden Dich kränken,
Sicher dein Schutzgeist Dich lenken;
Und wenn Amint vergnügt,
Dich in den Armen wiegt:
Magst Du erst meiner gedenken.

Laute Klagen, schweiget still!
Du nur heiße Thräne quill
Tief aus der Quelle der Leiden,
Niemand darf jetzt mich beneiden,
Lüftchen, o wehet kühl!
Wenn einst im Schmerzgefühl
Monden und Jahre verscheiden.

An einen Freund.

Unbezwinglich heißes Feuer
Zehrt im Innern meiner Brust;
Horch! es tönet Götterluft
Von den Saiten meiner Leyer,
Und beym Säuseln sanfter Winde
Steigt mein Lied zum Angebinde
Theurer, an dein lauschend Ohr!
Aus des Herzens Tief' empor.

Heil und Glück! zu diesem Tage,
Den die Gottheit Dir verlieh,
Doch verzeih, wenn ich zu früh
Mich in deine Sphären wage,
Wo so reitzend hingegossen
Pflanzen echter Weisheit sprossen,
Die der Musenfreund entzückt
Sich zu seinem Kränzchen pflückt.

Blicke hin! am Hausaltare,
Wo mit brüderlicher Hand
Uns die Freundschaft einst verband,
Lehnen drey durchlebte Jahre,
Welche wir mit gleichen Schritten
Hin durch Pallas Hallen glitten,
Schnell war unser Ziel ereilt,
Dein' und meine Bahn getheilt. —

Hin zum Heiligthum Asträens
Lenktest Du nun deine Bahn,
Und ich wandelte fortan
In die Tempel Hygiäens.
Unsre Freundschaft glühte schwächer,
Es verband der Freudenbecher
Unser jugendliches Herz
Nimmermehr durch trauten Scherz.

Endlich kam ein Bund zu Stande,
Zarter als der Blüthen Thau,
Ewig wie der Weltenbau!
Denn am Harmonienbande
Leiten Musen unser Streben,
Weisheit würzet uns das Leben,
Und ein Götterfunke glüht
Durch das wallende Geblüt. —

Unsre Freundschaftsflamme lodre,
Vesta's heil'gem Feuer gleich;
Und beschleicht der Tod mich bleich,
Höre Freund! was bang ich fodre,
Daß, sollt ich in Grönlands Zonen
Du am fernen Cape wohnen,
Mir dein Auge noch bereit
Eine stille Zähre weiht! —

Abend = Einsamkeit.

Stille Freundinn der Gedanken,
Holde Einsamkeit!
Meine matten Schritte wanken
Ueber Dorngebüsch und Ranken,
Wo dein milder Strahl erfreut.

Fern vom Neide, fern von Ränken,
Auf der Blüthenflur,
Kann ich frey und zwanglos denken,
Mich in hehre Zonen senken,
Ahnden Gottes leise Spur!

Lieblich schallt des Tags die Freude,
Aus dem Rosenhain,
Veilchenduft haucht von der Weide,
Nun prangt sie im Abendkleide
Bey des Mondes blassem Schein.

Rieselnd schleicht die Silberquelle
Ueber Fluren hin,
Plätschernd hüpft und tanzt die Welle,
Flimmernd von des Mondes Helle,
Durch das Thaubeperlte Grün,

Schaurig wanken Lichtgestalten
Von dem Sumpfe dort,
Kaum daß sie sich schwebend halten,
Aus den Dünsten sich entfalten,
Gaukeln sie schon wieder fort!

Welche feyerliche Stille
Bringet Hesperus!
Leichter wird nun meine Hülle,
Und bey reiner Freuden Fülle
Schmilzt die Seele im Genuß!

An die Hoffnung.

Hoffnung, reitzendste der Schönen!
Mit dem jungen Myrtenkranz,
Erdentöchtern, Erdensöhnen
Strahlt dein milder Zauberglanz,
Opfernd huldigt dir der Weise,
Blumen streuet dir der Thor!
Welten hältst du im Geleise,
Die ein Gott zum Seyn erkohr!

Nektar trinken alle Wesen
Himmlische! an deiner Brust,
Deiner Reitze Gürtel lösen,
Füllt das Herz mit heil'ger Lust!

Dich umtanzt mit leichten Schwingen
Der Ideen bunter Chor,
Und die Weltensphären ringen
Jubelnd sich zu dir empor!

Wenn des Lebens Mayentage,
Hingeweht vom Hauch der Zeit,
Schnell entschlüpften; Harm und Plage
Ueber'm Horizonte dräut:
Lässest du uns bessre Lande
Durch der Zukunft Nebel sehn,
Leitest uns am Gängelbande
Blühender Erwartungen.

Wenn auf ungebahnten Pfaden
Abgehärmt der Wandrer keucht,
An des Oceans Gestaden
Mühsam über Dornen schleicht;
Bist du es, die seine Schritte
An der Ruhe Hafen lenkt,
Ihn auf dürrer Wüsten Mitte
Mit dem Thau der Labung tränkt.

Wenn des Jünglings freyer Busen
Von der Liebe Macht entglüht,
Und im Kreise holder Musen
Nimmer ihm die Freude blüht;
Wenn er nur an Laura's Seite
Ewiges Entzücken wähnt,
Auf des Erdballs öder Weite
Sich nach der Geliebten sehnt:

Trägst du ihn auf raschem Flügel
In das schöne Schäferland,
Lauren sieht er dort am Hügel,
An der Quelle Blumenstrand;
Fester knüpfet dann die Herzen
Hymens unauflöslich Band,
Unter frohen leichten Scherzen
Führst du sie an deiner Hand.

Wenn die Mutter in den Armen
Den geliebten Säugling wiegt,
Und ein zärtliches Erbarmen
Ueber Müh' und Sorgen siegt;

Hältst du ihren trunknen Blicken
Deinen Zauberspiegel hin,
Da gewahrt sie mit Entzücken,
Reif des Sohnes hohen Sinn.

Kriegern, die im Schlachtgedränge
Ungewiß dem Kampfe nah'n,
Tönst du hohe Siegsgesänge,
Leitest sie die Heldenbahn!
Leichter duldet ihre Ketten
Der Bezwungnen starre Brut,
Ahndet schlau sich noch zu retten,
Fasset der Verzweiflung Muth!

Wenn entehrt die Menschenwürde
Auch im rohen Neger thront,
Und ihn seine Sclavenbürde
Kaum mit ekler Nahrung lohnt;
Tönen deine Zaubersaiten
Ihm der Freyheit süßen Klang,
Wähnend glücklichere Zeiten,
Kreischt er einen Wonnesang.

Wenn des Lebens milder Schimmer
Einst wie Blüthenduft zerfließt,
Bey des letzten Abends Flimmer
Unser Auge sanft sich schließt;
Reichst du uns die Palmenzweige
Irdischer Vollendung dar,
Lüftest uns die Blumensteige,
Zu der höhern Geister Schaar.

Hoffnung, zauberische Schöne!
Flicht' auch du mir einen Kranz,
Flöte Harmonientöne
Zu der Bilder Reihentanz;
Aber blende nicht den Schwachen
Durch des Wahnes Traumgebild,
Wenn die Weltenpole krachen,
Decke mich mit deinem Schild!

Zweyte Abtheilung.

Prosaische Aufsätze.

Ueber den Werth der Wissenschaften.

Wenn wir von irgend einer Sache in der Welt behaupten, daß sie einen Werth habe, so wollen wir dadurch zu verstehen geben, daß sie für ein oder mehrere oder alle Wesen unserer Gattung einen nützlichen oder vortheilhaften Einfluß habe, das heißt, daß sie den Zustand des Individuums oder der Gattung entweder bloß erhalte, oder nebst diesem noch verbessere, veredle und verschönere.

Alles also, was das Daseyn eines empfindenden und denkenden Wesens fortdauernd erhält, was seiner Natur zustimmig ist, und in derselben angenehme und wohlthätige Wirkungen hervor bringt, was den Zustand desselben vervollkommnet und beseligt, wird für dasselbe, nach Maßgabe der Menge, Stärke und Dauer der Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen und Gedanken, die es verursachet, entweder einen mittelbaren oder unmittelbaren Werth haben.

In so ferne der Mensch ein orgonisches, das ist, ein lebendes und empfindendes Wesen ist, hat er eine Menge Bedürfnisse mit den Pflanzen und Thieren gemein, und die Objecte dieser Bedürfnisse haben

als Mittel der Befriedigung derselben für ihn allerdings einen Werth. Allein der Mensch ist nicht bloß Pflanze, auch nicht bloß Thier; er ist nicht geschaffen, um bloß zu vegetiren und zu brutalisiren, er soll Mensch seyn, und eben deßwegen Humanität in dem edelsten Sinne des Worts sich anzubilden suchen. Denn nicht alles, was eine menschliche Außenseite trägt, ist so fort schon Mensch, wenn es nicht durch Handlungen und Gesinnungen den Charakter der Menschheit offenbaret. Trüge auch Jemand die menschliche Form an sich; benähme sich aber in seiner Lebens- und Handlungsweise wie ein ungebändigt-vernunftloses Thier: so ist er auch im Grunde nicht mehr als ein Thier, denn nichts als eine vernünftige und rechte Lebensweise erhebt den Menschen über die Thiergattung.

Soll aber der Mensch recht, vernünftig und gut, kurz menschlich handeln, so muß er auch die Gesetze der Billigkeit und des Rechts kennen, er muß sich entweder durch eigenes Nachdenken die Begriffe hiervon gebildet haben, oder sie müssen ihm durch Beyspiel, Erziehung und Unterricht beygebracht worden seyn. Alle Menschen sind nicht zu Selbstdenkern geboren, können und sollen es auch nicht seyn, dagegen müssen sich diese an die Resultate derer halten, welche mit tiefern Forschungen vertraut, die Lehrer und Leiter des menschlichen Geschlechts zu seyn scheinen.

Die Welt wäre nicht das, was sie ist, sie gliche vielmehr einem Stalle, in welchem wilde Thiere zu-

gellos herum polterten; hätte nicht die Menschheit durch Gebrauch und Ausbildung ihrer Kräfte und Fähigkeiten, und durch die planmäßige Thätigkeit ihres Geistes sie zu einer Wohnstätte vernünftiger Wesen umgeschaffen. Ja wie unähnlich sind einander nicht selbst die Gegenden, die doch schon von Menschen bewohnt werden, welche nicht ganz ohne alle Cultur sind; und finden wir nicht, daß Völker in eben dem Grade ihren Aufenthaltsort verschönern, bequemer und nutzbarer machen, als bey denselben Industrie, Künste und Wissenschaften blühen?

Da ich hier nur die Absicht habe, den Werth der Wissenschaften ins Licht zu setzen; so sey es mir erlaubt, mit Weglassung und Vorübergehung alles Uebrigen, nur den Nutzen und den vortheilhaften Einfluß darzustellen, welchen die echte Pflege der Wissenschaften so wohl für das Individuum als auch für die ganze Gattung habe.

Die Wissenschaften sind, wenn ich so sagen darf, die Krone des menschlichen Geistes, und die Zustandebringung derselben ist sein edelster Vorzug. Sie sind die Resultate seiner ungehinderten Vernunftthätigkeit, und die Muße, die er zu ihrer Pflege verwendet, ist eines vernünftigen Wesens vollkommen würdig.

Um in der unabsehbaren Reihe der Wissenschaften mich nicht von dem Reitze der einen oder der andern Schwester anlocken zu lassen, will ich zuerst den geheiligten Tempel Pallas Athenens betreten, und die

Würde der Philosophie und ihren Einfluß auf die Veredelung der menschlichen Natur insbesondere betrachten.

Die Philosophie ist es, die den Menschen in das innere Heiligthum seiner Natur einführt, ihn seine Verhältnisse und Beziehungen zu andern Wesen kennen lehrt, und ihm, so viel es einem beschränkten Wesen erlaubt ist, den Schleyer aufdeckt, welcher die Geheimnisse der übersinnlichen Welt umhüllt, und dem Auge des Menschen zu verbergen sucht. Sie beschäftigt sich mit der Auflösung der wichtigsten Fragen, welche die Menschheit interessiren, sie späht der Quelle nach, aus welcher die unermeßliche Fülle alles Lebens strömt, sie sucht die Wurzel des unzählig-zweigigen Lebensbaumes, aus welcher alle Wesen Nahrung für die Erhaltung ihres Seyns und ihrer Fortdauer ziehen, sie ergründet die Gesetze, welche der Mensch, ein Glied in der zahllosen Reihe der Wesen, zu befolgen hat, wenn so wohl er als die Gattung wahrhaft gut und glücklich seyn soll; sie wagt sich in das unergründliche Etwas seines eigenen Selbst, um, sollte auch das Resultat dieser noometrischen Reise sehr geringe ausfallen, doch wenigstens zu wissen, was es nicht ist; endlich wirft sie ihren Blick über die Thäler des Todes, um den leisen Ahndungen und stillen Hoffnungen in der Brust des Sterblichen, welche alles Treffliche, was die Erde trägt, nie ganz auszufüllen vermögen, einen Ruhepunct außer den Gränzen des Erdenlebens anzuweisen, welcher gleichsam der leitende Stab seyn soll, der dem Gebrechlichen

durch die Labyrinthe einer mühevollen Wanderschaft hindurch zu führen gegeben ist.

Wenn gleich die Antwort, welche die nüchterne Vernunft über diese Untersuchungen ertheilt, nicht zu gedehnt und zu offenbarend ausfällt, wenn sie uns gleich über manche Puncte und Artikel gar kein, über andere nur ein sehr schwaches Licht zu Theil werden läßt: so gewährt sie uns doch den wichtigen Vortheil, daß sie uns zur wahren Selbsterkenntniß führet.

Und hiermit ist wahrlich sehr viel gewonnen. Wir können und sollen nun ein Mahl nicht Alles ergründen, wir sind offenbar mehr zum Handeln als zum Forschen geboren. Auch kann uns das Nichtwissen und die Unmöglichkeit, gewisse Dinge zu erklären und zu begreifen, keineswegs zur Unehre gereichen; denn es ist ja doch besser, wir bleiben da, wo wir eine Gränze erblicken, stehen, als daß wir uns außerhalb derselben mit leeren Bildern und gehaltlosen Phantomen der Einbildungskraft täuschen. Es ist die Natur selbst, die uns die Möglichkeit alles fernern Weiterrückens versagt hat. Besser wird es seyn, daß wir, anstatt in übersinnlichen Welten wachend zu träumen, in der sinnlichen als Mensch unter Menschen handeln. Da eröffnet sich unser Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne, es begeistert sich in den sichtbaren Herrlichkeiten der Schöpfung, für welche jene mystischen Grübler des Unsichtbaren ihren Sinn oft abgestumpft haben. Die wahre Philosophie dagegen lehrt den Menschen so wohl seine physischen

als moralischen Bedürfnisse kennen, sie entfaltet ihm die mannigfaltigen Seiten des menschlichen Herzens, führt ihn in die gesellschaftlichen Verbindungen, lehrt ihn die Pflichten und Rechte (die beyden Grundangeln der sittlichen Ordnung der Dinge,) des Menschen, als eines sinnlich-vernünftigen Wesens kennen, entfesselt seinen Geist von abgeschmackten Vorurtheilen, und verscheucht das düstere Gefolge des Aberglaubens und der Barbarey.

Aber nebst allen Diesem biethet sie auch dem Geiste des Forschenden die edelsten Freuden dar. Sokrates-Mendelsohn mag hier selbst sprechen:

„Dem Weltweisen" spricht er, „bleibet also die „Betrachtung der Natur und des Weltgebäudes eine „unversiegende Quelle des Vergnügens. Sie versüßt „seine einsamen Stunden, sie erfüllt seine Seele mit „den erhabensten Empfindungen, entzieht seine Ge„danken dem Staube der Erde, und nähert sie dem „Throne der Gottheit. Ehre, Wollust und Reichthum, „die er vielleicht über seine Betrachtungen entbehren „muß, sind ihm jetzt Staub, den er mit Füßen tritt, „und zur Verfolgung, die mit gezücktem Schwerte „hinter ihm steht, spricht er mit archimedischer Zer„streuung: Verwirre mir nur diese Zirkel nicht."

Auf eine ähnliche Weise urtheilte auch der liebenswürdige, bescheidene Garve von der Philosophie, er, der wie einst Sokrates, alle Untersuchungen auf den practischen Gesichtspunct hinzuleiten, und ihr Verhältniß und ihren Einfluß auf die Sittlichkeit und

Glückseligkeit des Menschen im schönsten Lichte darzustellen wußte! „Die Philosophie — sagt er — macht „die Seele nüchtern, wachsam, lebendig, gleichsam „bey sich selbst wohnend, und immer bereit zu handeln, wo etwas Gutes zu thun, nachzudenken, wo „etwas zu lernen ist, zu empfinden, wo Schönheit „und Erhabenheit sich zeigt, kurz keine sich öffnende „Quelle der Glückseligkeit ungenützt vorbey zu lassen. „Durch ihre Hülfe ist der Mensch im gleichen Maße „darauf vorbereitet, so wohl dann, wenn Gesundheit, „Menschengunst, Reichthum und Ehre die Sphäre „seiner äußern Wirksamkeit erweitern, sich auf die „nützlichste Art Andern mitzutheilen, und von den „Gütern der Welt den angenehmsten Gebrauch zu „machen, als auch, wenn Krankheit, Unglück, Verachtung und Dürftigkeit ihm den Zufluß äußerer „Vergnügungen, oder den noch reitzendern Einfluß „auf Andere versagt, sich in sich selbst zurück zu ziehen, „und mit den Schätzen seines Geistes und den unabhängigen Freuden des Nachdenkens hauszuhalten. „Indem sie durch die Meditation dem Menschen einen Genuß möglich macht, der unter allen am meisten und längsten in seiner Gewalt steht, gibt sie „ihm auch ein Gegengewicht gegen das Verführerische sinnlicher Reitze, und ein Hülfsmittel gegen „die Schläge des Schicksals. In dieser Rücksicht verdient sie die wahre Kunst zu leben zu heißen." So Garve.

Und wenn nun die Philosophie das angewiesene Geschäft übt, und das leistet, was diese und andere große Männer aller Zeiten und Zonen von ihr aus-

sagten und werkthätig erprobten, wer möchte dann wohl noch über ihren Werth hohnlächelnd absprechen? Man komme ja nicht mit einer kleinlichen Aufzählung der Uebel, die ihr Mißbrauch veranlassen kann, und wirklich veranlaßt hat, sonst könnte man etwa jene Aufzähler mit baarer Münze zurückzahlen! Die üble Seite ist gewöhnlich das Stichblatt, womit schwache Seelen auch alles Vortreffliche und Große anzurütteln pflegen, weil sie dessen Tendenz gänzlich verkennen, oder weil dieselbe außer der Sphäre ihres beschränkten Horizontes liegt, den sie irriger Weise mit dem absoluten Standpuncte, der aber weit von dem Kreise ihrer Selbstheit entfernt ist, zu verwechseln gewohnt sind.

Ich gehe nun zu einem andern edlen Zweige der Wissenschaften über, zur Dichtkunst. Wer sollte die angenehme Beschäftigung verkennen, welche uns die schönen Werke der holden Musen gewähren! Das Feld des Dichters ist das weiteste, und kennt keine andern Gränzen, außer diejenigen, welche der feine Sinn für Schönheit dem Menschen setzt. Der Dichter besingt nicht nur die Reitze der sichtbaren Natur, er wagt sich auch auf den kühnen Fittigen der Einbildungskraft in schönere überirdische Welten. Mit Begeisterung durchstreift er die Regionen des großen All's, mahlt die Gestaltungen der Dinge mit den blühendsten Farben, schildert die Thaten der Heroen der Menschheit, besingt die lieblichen Fluren Arkadiens, die sanften Freuden der Freundschaft und Liebe, betrauert die edel Verblichenen, und windet um den Altar der Tugend nie verwelkende Lorbeer. Stau-

nend schwingt er sich dann in die hehren Gegenden des Olymps, schildert den Donnerer und die göttlichen Bewohner des Himmels, wandelt nun in Elysiums ewig grünen Auen, steigt wieder in die düstern Behausungen des Orkus, zieht unsern Blick in das blasse Reich der Schatten, und ruft durch den Zaubergesang seiner Phantasie die Verstorbenen aus der Grabesruhe.

Der Dichter beschäftiget oft nicht nur die Einbildungskraft, er setzt auch die höheren Erkenntnißvermögen unsers Geistes in eine leichte und zweckmäßige Thätigkeit. Nicht selten kleidet er die Wahrheit in eine angenehme Außenseite, und macht sie dadurch nicht nur für die Fassungskraft eines großen Theils der Menschen empfänglicher, sondern bringt sie auch ihrem Gemüthe, ihrer gesammten Individualität um vieles näher. Er veredelt die Gefühle, Neigungen und Triebe der Menschen, macht sie humaner, und verschafft durch seine Arbeiten einen Genuß, welcher dem gebildeten Menschen die reinste Wonne gewährt. Aber auch dem Dichter selbst, welchem die Grazien ihren huldreichen Beystand leisten, gewährt die freye Beschäftigung in dem Tempel der Musen den edelsten Genuß. Von welchen Gefühlen muß er nicht ergriffen werden, wenn er in dem leichten und ungehinderten Spiele seiner Seelenkräfte auf dem magischen Throne seiner Phantasie empor gehoben, rings umher die reitzendsten Scenen erblickt, und sich als ihren Schöpfer anstaunet? O wen die Natur mit Fähigkeiten hierzu ausrüstete, wen sie über dieß noch Muße verlieh, der säume ja nicht in dem vertraulichen Zir-

kel der göttlichen Schwestern wenigstens einen Theil seiner geschäftslosen Stunden, und den Abend seines Lebens zuzubringen!

Ich werfe nun meinen Blick auf einen dritten nicht minder trefflichen Zweig des vielstämmigen Baumes der Wissenschaften, und zwar auf die Geschichte. Aber trete ja Niemand in ihr Gebieth, ohne mit dem Geiste der Philosophie vertraut zu seyn, und ohne über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit nachgedacht zu haben. Ohne Philosophie ist die Geschichte nicht mehr als ein eitel Gedächtnißwerk, ein bunter Guckkasten für die Neugierde. Dagegen welch' ein unermeßlicher Schatz ist sie für den Weltweisen! Sie zeigt ihm den großen Stufengang des menschlichen Geschlechts, dessen allmählige Entwickelung und Fortbildung, sie eröffnet ihm die Schicksale einzelner Menschen und ganzer Nationen, stellt die Verkettungen der Begebenheiten seinem Blicke dar, lehrt ihn, wie die Eine sich aus der Andern entwickelte, wie nicht selten ein unbedeutender Zufall die größten Evolutionen verursachte, gibt ihm die verborgenen Triebfedern der menschlichen Handlungen, ihre mancherley Leidenschaften und Gedanken, und die Wirkungen zu erkennen, welche sie in diesem oder jenem Zeitraume, unter diesen oder jenen Umständen hervor brachten. So sieht der Weise, wie die schönsten, mächtigsten und blühendsten Reiche allmählig sich erhoben und wieder sanken, er späht den Ursachen dieser allgewaltigen Erscheinungen nach, vergleicht die mannigfaltigen Regierungsformen und Verfassungen älterer und neuerer Staaten, hält sie mit

dem Ideale zusammen, welches die rasche Vollenderinn, Vernunft hiervon entwirft, und beurtheilt so fort, wie weit die Menschheit vorwärts, oder wie weit sie noch zurück ist, zeigt, welche heilbringende Wege sie einschlagen müsse, um dem Ziele ihrer Bestimmung allmählig näher zu kommen, ohne dießfalls den Neuerungen in dem Horizonte der politischen Welt als solchen unbedingt zu huldigen; wie könnte er dieß auch, er, der nur der Wahrheit und Sittlichkeit, nicht der Neuheit und Originalität als solcher ewige Treue schwur!

Wer sieht nun nicht den hohen Werth der Geschichte? wer verkennt den Vortheil, welchen die Beschäftigung mit derselben dem Denker gewährt? Aber gewiß am unentbehrlichsten ist sie denen, welche die ersten Würden einer Nation begleiten, denen der unsichtbare Genius der Welt das heilige Geschäft anvertraute, die bürgerliche Gesellschaft zu leiten und in Ordnung zu erhalten. Was ist der Staatsmann, was der Politiker ohne Philosophie und Geschichte? Die erstere muß seinen Geist gebildet und sein Herz veredelt haben, damit er das, was ihm die letztere darbiethet, ordnen und benützen könne. — O ihr, denen die gütige Natur einen gesunden Verstand und ein menschlich fühlend Herz zu Theil werden ließ, umfasset die Muse der Geschichte mit offenen Armen, sie ist der Spiegel, in welchem sich euch Menschenweisheit und Menschenthorheit in ihrer nackten Gestalt darstellet; wagt euch auch in ihre dunkelsten Tiefen, und forschet da mit ehernem Fleiße; ihr werdet mit reichen Schätzen belastet wiederkehren,

die ihr zu Eurem und der Welt Besten verwenden mögt!

Ich schreite nun zur Naturlehre im weitesten Sinne des Wortes. Sie ist die Kenntniß der quantitativen und qualitativen Beschaffenheit der körperlichen Natur überhaupt. Um den Geist dieser Wissenschaft zu erfassen, bedarf man nicht nur der Philosophie, sondern auch der Mathematik und mechanischer Werkzeuge. Die Mathematik, ein Theil der Philosophie, welcher sich mit den Größen (quantitatibus) beschäftigt, hatte für die Erfinder und Fortbildner derselben gewiß einen besondern und eigenthümlichen Reitz, wie uns dieß die Erfahrung an großen Mathematikern bewies. Allein da diese Wissenschaft schon die größten Fortschritte gemacht hat, so hat sie, wie Garve treffend bemerkt, für ihre Schüler nicht mehr denjenigen hohen Reitz, welchen sie für ihre ersten Eingeweihten und Pfleger haben mußte. Aber der Einfluß, den sie auf Vervollkommnung anderer Wissenschaften leistet, ist unverkennbar. Sie gewöhnt den Verstand an Ordnung, in seinen Beweisen an Bündigkeit, und erzeugt in ihren Verehrern einen gewissen systematischen Geist, der in das Chaos verworrener Begriffe Licht und Regelmäßigkeit bringt, und sich bey ihnen nicht nur in der Pflege der Wissenschaften, sondern auch in den Geschäften des Lebens überhaupt wirksam erweiset. Aber einen höchst wichtigen Einfluß hat sie auf die Naturlehre. Denn diese beschäftigt sich nicht nur mit der Kenntniß unserer Erde, ihres Baues, ihrer Producte, ihrer Bewohner in Rücksicht des physischen

Theils, der Bestandtheile und Grundstoffe der Körper, in der Geognosie, physischen Geographie, Naturgeschichte, Physik, Chemie; sie steigt auch in höhere Regionen, betrachtet die Himmelskörper, den Lauf der Gestirne, ihr Verhältniß zu einander, berechnet ihre Abstände, bestimmt ihre Schwere, und forscht den Gesetzen nach, welche das Weltall in ewiger Harmonie erhalten. Dieß Geschäft hat sie in der Astronomie.

Welch eine reiche Quelle des Vergnügens und der Bewunderung eröffnet also nicht auch die Naturlehre dem denkenden Menschen? Sie beschäftigt seinen Geist auf eine erhabene und würdige Weise, erfüllt sein Herz mit Wonne über die hohe Vortrefflichkeit des unermessenen Weltenbaues, flößt ihm Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit zu dem großen Unnennbaren ein, welcher das Triebrad der Natur in Bewegung setzt und leitet, und gewährt ihm in Zeiten des Harms Trost und fröhliche Hoffnung.

Aber über dieß hat und bringt die Naturlehre durch ihre bereits gemachten und noch immer fortschreitenden Entdeckungen auch einen physischen Nutzen für die gesammte Menschheit. Welchen Einfluß haben nicht die Entdeckungen der neuern Naturforscher in unserm Zeitalter bey manchen Nationen auf den Ackerbau, auf die Verbesserung der Manufacturen, auf die Belebung der Industrie? Lauter Dinge, die unmittelbar zur Glückseligkeit und zum Wohlstande ganzer Staaten nicht wenig beytragen! Sie muß in der Botanik, Chemie, und Anatomie die un-

zertrennliche Gefährtinn des Arztes seyn, wenn er auf eine höhere Würde als die eines Quacksalbers Anspruch machen will. Ferner sind nicht die Vervollkommnung der Schifffahrt auf dem Wasser und in der Luft, die wohlthätigen Wirkungen der Blitzableiter und der überwältigten Electrikität, und andere nützliche Erfindungen in verschiedenen Arten mechanischer Werkzeuge zu besonderem Nutzen und allgemeinerm Gebrauche Kinder einer reifern Naturlehre? Hat nicht sie durch die natürliche Erklärung gewisser Naturphänomene die Idole des Aberglaubens, und die Betriegereyen schlauer Köpfe, und Swedenborgischer Consorten, die bey schalen Köpfen noch in unsern Tagen so viel Auffehen erregten, völlig entlarvt, und die Wafer und Gaßner in ihr gehöriges Licht gestellt? Ich glaube nicht, daß man den Werth der Naturlehre heutiges Tags noch verkennen sollte!

Endlich werde ich noch das Studium der Sprachenkunde beachten, um den Werth der Philologie gegen den nicht ungewöhnlichen Vorwurf der Nutzlosigkeit und Zeitversplitterung zu retten.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Erlernung der Sprachen, besonders derjenigen, welche von keiner Nation mehr gesprochen werden, manchen Schwierigkeiten ausgesetzt, anfänglich wohl auch widrig und reitzlos seyn mag. Allein dieß Alles ist durch Fleiß und Anstrengung bald besiegt, und der Lohn, der uns nachher zu Theil wird, desto süßer. Die Sprachen sind der Canal, auf welchem uns die Ideen,

die Gedankenweisen und Geschichte der Menschen anderer Zeiten und Völker zuströmt. Daher hat auch jede Sprache ihr Eigenthümliches, ihren Geist, ihre Ausdrücke, die Eine ist mehr für das Sanfte und Liebliche, die Andere für das Erhabene und Majestätische, eine Dritte wieder für das Feine, Witzige und Komische; die Eine hat einen leichten spielenden Gang, die Andere einen schweren, pathetischen und ernsten; die Eine scheint bloß für Poesie und Gesang gemacht, die Andere schon bis zum Gebrauche bey tiefsinnigen philosophischen Speculationen vorgerückt zu seyn, und dergleichen mannigfaltige Unterschiede. Alle nicht nur interessanten, sondern auch nützlichen Vergleichungen dieser Art muß derjenige entbehren, der dieß alles durch Lectüre von Uebersetzungen in seine Muttersprache ersetzen zu können wähnt. — Allein nicht zu gedenken, daß auch die beste Uebersetzung ihr Original nie erreichen kann, eben weil sie nur Copie und nicht Original ist; so gewährt uns die Lesung der fremden Schriftsteller selbst nicht nur ein bey weiten größeres Vergnügen, sondern auch einen ungemein beträchtlicheren Nutzen. Ich glaube kühn an das Gefühl eines Jeden appelliren zu können, der allenfalls Ovids Metamorphosen in der lateinischen Sprache gelesen hat, und sie dann mit Hrn. Voßens deutscher Uebersetzung verglich; und er mag dann selber entscheiden, wie sich diese gewiß gute Uebersetzung lesen läßt, wenn man das Original schon ein Mahl selbst mit aufmerksamen Sinne penetrirt hat. Auch läßt sich dieser auffallende Unterschied leicht begreifen, denn es hat ja, wie erst bemerkt wurde, jede Sprache ihren eigenen Geist, ihre eigene Ausdrucksweise für

jede Art von Empfindungen und Gefühlen, die dem Uebersetzer ewig unerreichbar bleiben muß, zumahl, wenn er über dieß noch in den Fesseln des Verses einherschreitet. Aber auch der Nutzen, welchen wir aus der Lesung fremder Schriftsteller schöpfen, ist ungleich größer, als jener aus bloßen Uebersetzungen. Die Sprache ist der Spiegel der Cultur einer Nation, und ihres gemeinschaftlichen Geistes, so wie insbesondere auch von demjenigen des Schriftstellers. Es entfalten sich uns Züge und Schattirungen, die nur dieser Nation, und diesem Schriftsteller eigen sind, wir sehen die ihm eigenthümliche Art seines Vortrages, die verschiednen Wendungen seines Periodenbaues, entdecken dessen Schönheiten oder Mängel, finden zuweilen unsre eigenen Ideen schon von diesem Manne der Vorzeit nach seiner Ansicht dargestellt, und bilden uns auf diese Weise allmählig den Geist jener Schriftsteller an, verweben denselben unvermerkt in unsre eigne Gedankenreihe und Sprache, und schreiten so fort, ohne es beynahe selbst gewahr zu werden; — und haben sich nicht die trefflichsten Schriftsteller unserer Nation, welche die Nachwelt nicht weniger bewundern wird, als jene Römer und Griechen, auf eine solche Art ausgebildet? gestehen Manche unter ihnen dieß nicht etwa selbst? Was muß also nicht derjenige entbehren, welcher sich dießfalls durch Interpretationen schadlos halten zu können glaubt!

Allein man glaube nicht, daß ich durch die Anempfehlung der Lectüre der alten Classiker in ihrer Muttersprache, den Werth, welchen die Lesung neuer

Schriftsteller in unserer Sprache hat, auch nur im Geringsten herab zu setzen mich untersinge! — ich halte sie theuer und werth, und lebe der Ueberzeugung, daß unsre Nation Schriftsteller aufzuweisen hat, die, wenn sie die Alten auch nicht in ihrem classischen Vortrage übertreffen, ihnen doch wenigstens das Gleichgewicht halten; aber in Hinsicht auf Wahrheit und Vervollkommnung der Wissenschaften die Alten gewiß übertreffen. Warum sollten auch Genies, wie Homer, Plato, Xenophon, Virgil, Ovid, Cicero, Seneka, Epictet u. s. w. nie wieder zum Vorschein gekommen seyn? Erwiesen sich die neuern Schriftsteller gleich nicht in jenem Stoffe, in jener Sprache, die den Alten eine glückliche Zeitperiode, eine reitzende Lage unter den blühendsten Himmelsstrichen in einer jugendlichen Periode der Welt zuführte, wirksam und thätig: so schufen sie doch in ihrer Art, nach Maßgabe ihrer Verhältnisse und Umstände, Werke, in denen oft ein Geist des Tiefsinns, der Gründlichkeit, der Lebhaftigkeit und Schönheit im Vortrage und der Darstellung herrscht, der vielleicht jene Alten weit hinter sich würde zurück gelassen haben, hätten sich diese unter ihrem sanften schönen Himmel, in ihrer freyern Lage, unter einem ähnlichen Volke befunden; da sie ihnen schon bey einer ganz veränderten Lage der Dinge wenig nachgeben, und manche neuere Schiftsteller unserer Nation ihnen gewiß das Gleichgewicht halten. — Laßt Jahrtausende verstreichen, und ich zweifle nicht, daß die Nachwelt viele Werke unserer Nation unter die Meisterstücke des menschlichen Geistes aufnehmen wird, deren Verfasser allerdings mit

Ovid auszurufen berechtigt gewesen wären: nunc opus exegi, etc. — Recht also, wem Recht, und wo es ihm gebührt.

Wohlan also, ihr! die ihr Talent und Muße im reichen Maße habet, erlernet alte und neuere Sprachen mit unermüdetem Fleiße; und ihr werdet die Mühe gewiß nicht bereuen, die ihr darauf verwendet habt. Aber hängt nicht einseitig an den Alten, studiert und ergründet vorzüglich auch die Muttersprache, und leset und bewundert die Producte, die auch sie aufzuweisen hat. So werdet ihr unter den besten und edelsten Menschen der Vor- und Jetztzeit wandeln, ihr werdet euch in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens bey ihnen Rath einhohlen können, und sie werden euch in ihren Schriften, bis an das Grab, wohlthätige Freunde und Begleiter seyn!

Und nun noch einen Blick auf die Wissenschaften im Allgemeinen. Das schönste Lob, das ihrem hohen Werthe gebührt, hat der venusinische Dichter in folgenden Versen ausgedrückt:

„— — — — didicisse fideliter artes
„Emollit mores, nec sinit esse feros. —"

Und wenn ja die Sage wahr ist, daß die Erde einst ein allgemeiner Friede beglücken soll, wo die Menschen, ein Brudergeschlecht, die flüchtigen Stunden des Lebens in Eintracht und Einfalt des Herzens, in den Armen der Liebe und Freundschaft zubringen werden, wo nur Güte des Herzens adeln, und der Trefflichste auch der Erste seyn wird; wenn

diese entzückenden Ideen, welche die besten Menschen aller Zeiten in ihrem Kopfe trugen, und in ihrem Herzen als ein Ideal aufbewahrten, dem sie nachzuleben strebten, je sollten realisirt werden: so muß der Genius der Wissenschaften es seyn, an dessen Hand sie herbey schleichen werden.

Denn nur dann, wenn Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, und die Musen im schönen Gefolge der schüchternen Grazien alle Spuren von Barbarey, Aberglauben und Unvernunft werden vertilget und ausgerottet haben, wenn die Lüge, der Irrthum und Betrug die Wohnungen der Sterblichen fliehen werden, und Wahrheit und Einfalt (simplicitas) — die charakteristischen Eigenschaften alles wirklich und dauerhaft Guten — in dem Innern der Erdensöhne und Erdentöchter werden Wurzel zu fassen anfangen, das heißt, wenn Vernunft, Sittlichkeit und Recht die Oberherrschaft auf dem Erdenrunde führen werden, und man ihnen allgemein huldigen, und ewige Treue schwören wird; dann, Freunde! dann ist das Reich Gottes, um das wir täglich bitten, im Anzuge, dann mag es wohl wahr werden, was jener Prophet im Tone seiner Zeit sagte: alsdann wird nur Ein Hirt und Eine Herde seyn, d. h. dann werden nicht Sprache, Sitte, Kleidertracht u. s. w. die Menschen ihr gemeinschaftliches Interesse auf getrennten Wegen zu suchen verleiten; sondern nur die lebhafte Ueberzeugung, der thätige Glaube an eine moralische Ordnung der Dinge, in welcher das Große, Edle und Gute, Wahrheit, Sittlichkeit und Recht, die Grundsteine sind,

werden die großen Ideen seyn, die den Bewohner Europens in dem braunen Asiaten das Ebenbild des großen unnennbaren Vaters erblicken lassen werden, der die Menschen aller Zonen zu gleichen Zwecken, zu einer und derselben Güte und Glückseligkeit bestimmt hat.

Versuch

einiger diätetischer Regeln

für

Studierende auf Universitäten.

Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano.

Juvenalis.

Unter den Trieben der menschlichen Natur ist gewiß derjenige nicht der schwächste, der uns heißt für die Gesundheit unsers Körpers zu sorgen, ein Trieb, der sich bey jedem der vollkommneren thierischen Wesen äußert. Es ist dem Menschen nicht erlaubt, die Stimme dieses Triebes zu überhören, wenn nicht höhere Pflichten ihm dieß zur unerläßlichen Bedingniß machen; vielmehr muß der Mensch, mit nicht so mannigfaltigen Instincten versehen, als das Thier, wodurch dieses seinem Erhaltungstriebe zu Hülfe kommt, durch Erfahrung und aus dieser abgezogene Schlüsse diesem Triebe an die Hand zu gehen suchen: thut er dieß nicht, unternimmt er sogar Handlungen, die für seine Existenz und Gesundheit über kurz oder lang nachtheilige Folgen haben müssen, ohne daß höhere Pflichten ihn dazu auffordern, so handelt er unmoralisch und gegen den Zweck der Schöpfung. Gesundheit ist immer ein relatives Gut, auf dessen Erhaltung man bedacht seyn muß, weil es eine nothwendige Bedingniß zur Erlangung höherer Güter und Erreichung der absoluten Bestimmung des Menschen ist. Ich brauche, dieß zu beweisen, keiner weiteren Belege, indem tägliche Erfahrung lehrt, daß Abgang der körperlichen Gesundheit nicht nur unsere körperlichen, sondern auch die Geistesverrichtungen nothwendig stören muß. Hieraus kann man nun leicht

abnehmen, wie wenig gleichgültig für den künftigen Weltbürger, welcher seinem Staate einst mit dem Kopfe dienen soll, eine feste ungeschwächte Gesundheit sey; ohne diese wird er einst seinen Geschäften schwerlich mit gehöriger Wirksamkeit vorstehen, bey weiten nicht das Gute stiften können, was er mit Hülfe derselben erreichen könnte. Da nun jeder studierende Akademiker gedenkt, einst mit seinen Geistesfertigkeiten der Welt nützlich zu werden, so folgt schon von selbst hieraus, wie nothwendig es für denselben sey, für seine körperliche Gesundheit zu wachen. Diese ist nun niemahls mehr Gefahren ausgesetzt, als in der Hitze des jugendlichen Alters, das ist, eben zu der Zeit, während welcher man gewöhnlich die hohe Schule bezieht. Dieß ist der kritische Zeitpunct, wo der rasche Jüngling zuerst der strengen Aufsicht seiner vorigen Erzieher entlassen, wo er zuerst mit der Welt näher bekannt, sehr oft ganz seiner eigenen Willkühr Preis gegeben wird, wo die durch frühere Erziehung eingepflanzten Keime nun in ihrem vollen Umfange sich äußern, und auf seine Handlungsweise einfließen, wo die Stimme der Verführung in sein Herz am leichtesten Eingang findet, wenn dasselbe nicht mit festen Grundsätzen umschanzt ist. Dieß ist diejenige Periode des Lebens, wo am häufigsten in dem jugendlichen für äußere Reitze so empfänglichen Körper der Same sich später äußernder Krankheitsstoffe gestreut, und der Grund zu künftigen körperlichen Schwächen gelegt wird. Ich will also hier die hauptsächlichsten Ursachen, welche bey Studierenden auf Universitäten die Gesundheit untergraben, und ihnen ein schwächliches Mannes-

alter und frühen Tod erwarten lassen, kurz entwickeln, und daraus einige diätetische Regeln für junge Studierende zu abstrahiren suchen; ich werde mich aber immer hauptsächlich auf Studierende an unserer Wieneruniversität einschränken.

Es gibt verschiedene Gegenstände, die auf unsere Gesundheit einfließen können, und deren Anwendung in verschiedenen Umständen, in verschiedener Menge u. s. w. unserer Gesundheit schädlich seyn kann; sie dürfen eben an und für sich nichts Nachtheiliges für dieselbe an sich haben, nur können sie zu oft, in zu großer Menge und unter verschiedenen Verhältnissen gebraucht, eine schädliche Wirkung auf Gesundheit äußern. Alle diese Gegenstände, deren Mißbrauch während dem Jünglingsalter Uebelbefinden und Störung der Lebensactionen früher oder später zur Folge hat, nenne ich Ursachen der früher oder später erfolgenden Abnahme der Gesundheit. Alle diese Gegenstände sind Reize oder Potenzen, die auf die Erregbarkeit unsers Körpers wirken, und je nachdem sie entweder von innen oder außen her dieselbe afficiren, innere oder äußere Reize heißen können. Ich will diese Reize oder Ursachen hier in moralische und physische untertheilen. Moralische Ursachen nenne ich jene innern Reize, die von der Seelenkraft aus auf den Körper wirken. Physische Ursachen alle jene Gegenstände, die von außen her eine nachtheilige Wirkung auf unsern Körper hervor bringen können. Ich werde hier die vorzüglichsten dieser Ursachen näher betrachten, und zwar zuerst von den moralischen Ursachen handeln. Hierzu rechne ich:

I. Die Methode beym Studieren.

Ich verstehe unter dieser die Art und Weise, wie wir unser Geistesvermögen beschäftigen, und den Zweck unseres Studierens zu erreichen suchen. Diese ist von unverkennbarem Einflusse auf unsere körperliche Gesundheit. Ohne mich hier in Erörterung der Hypothesen einzulassen, wie das Studieren eigentlich geschieht, will ich nur folgender Thatsachen erwähnen: das Gehirn ist Organ der Perception, des Denkens, des Memorirens, folglich auch des Studierens überhaupt. Unmittelbar wirkt also das Studieren nur auf das Gehirn; da aber dieser edle Theil in der Oekonomie des menschlichen Körpers als ein Hauptorgan anzusehen ist, das Zweige von sich, ich meine die Nerven, in alle Theile des Körpers ausschickt, so kann hieraus der Einfluß des Studierens vermittelst des Gehirns auf den gesammten Körper abgenommen werden. Die Art und Weise des Studierens ist also auf den ganzen Körper und seine Beschaffenheit wirksam. Das Studieren kann demnach auch nachtheilige Wirkungen auf die Gesundheit des Körpers haben. Hierin fehlt nun vorzüglich in der Methode so mancher junge Akademiker. Der Eine mit einem sehr mittelmäßigen Talente sucht durch vielen Fleiß und Eifer das zu ersetzen, was ihm die Natur versagt hat; er arbeitet Tag und Nacht unermüdet fort, ohne sich Erhohlung oder Ausheiterung zu gönnen. Ein Anderer, der sein Talent längere Zeit unbearbeitet liegen ließ, erwacht plötzlich aus seinem Traume, und sucht nun das Verlorne wieder herein zu bringen, indem er ohne Rast fortarbeitet. Für beyde muß die

zu große Anstrengung traurige Folgen haben. Die Erregbarkeit der Gehirnfaser wird durch den zu anhaltend angebrachten Reitz des Studierens erschöpft, das Gehirn kommt in den Zustand einer indirecten Schwäche, die Folge davon sind oft Gehirnentzündung, oder gar Verrückung, wenn sich aber jene Schwäche mehr auf das ganze Nervensystem erstrecket, Nervenkrankheiten, oder Schwächen über kurz oder lang, bey dem zweyten um so sicherer, da bey der vorausgegangenen Unthätigkeit der Seelenfähigkeiten der Reitz des Denkens dann desto ungewöhnlicher, folglich auch desto heftiger wirkend auf die Erregbarkeit des Gehirns seyn muß *). Aus dem Grunde rathe ich nun, im Studieren eine gewisse Abwechselung zu beobachten, das heißt, nicht zu lange bey einem und demselben Gegenstande zu verweilen, besonders wenn er mehr abstrakt und anstrengend ist. Bey einer vernünftigen Abwechselung kann man viel länger ununterbrochen weiter studieren. Am schädlichsten aber sind zu lange Nachtwachen, denn hier wirkt der Reitz des Schlafes und des Lichtes noch

*) Ich bediene mich hier und da zur Erklärung einiger Phänomene der brownischen Terminologie, nicht als ob ich blinder Anbether jedes Machtspruches jenes schottischen Gelehrten wäre, sondern erstens weil die Begriffe von Erregung und Erregbarkeit meinem akademischen Publicum größten Theils und wenigstens oberflächlich bekannt sind, zweytens weil selbst Humbold, ganz und gar kein hitziger Systematiker, Browns Terminologie und Hauptgrundsätze annimmt, weil er sie zur Erklärung von physiologischen Factis am bequemsten findet; der Begriff von Lebenskraft ist bey weiten nicht so bekannt und deutlich, als der von Erregbarkeit.

nebst dem Reitze des Studierens; und diese mehreren Reitze, zugleich wirkend, greifen unsere Erregbarkeit noch weit stärker an; man muß sich hier zugleich auch dem Nervensysteme widersetzen, um demselben die erforderliche Ruhe versagen zu können. Sehr schön bemerkt Hufeland, daß sogar gewöhnlich später Abends unser Puls schneller, also auch die Reitzbarkeit größer sey; er sagt ferner, daß jener schnellere Puls immer auf einen gewissen fieberhaften Zustand hinweise, welchen er das Abendfieber nennt. Ohne nun eben so ein Fieber täglich annehmen zu dürfen, wozu ich mich etwas hart entschließen möchte, finde ich doch besonders jene Bemerkung, die er noch hinzu fügt, sehr treffend, daß nicht nur dem um diese Zeit vorzüglich Statt habenden Uebergange des Chylus in die Blutmasse jene erhöhte Erregbarkeit zuzuschreiben sey, sondern einem eigenthümlichen Einflusse der Abwesenheit der Sonne, und der damit verbundenen Revolution in der Atmosphäre auf unsern Körper. Das lange Wachen, die Anstrengungen des Tages, die verschiedenen Eindrücke, welche die Nervenkraft theils ab- theils aufwärts zu leiten hatten, müssen nothwendig einen Verlust, einen Abgang jenes feinen Nervenfluidums erzeugen; dieser wird nun am natürlichsten während der nächtlichen Ruhe aus dem nunmehr schon dem Blute assimilirten Chylus bereitet; daher jenes Streben nach Ruhe, das sich Abends beym Menschen äußert. Sucht man nun diese Reitze durch selbstthätige Reaction zu überwinden, indeß sie doch nie weggeschafft werden können, sondern unaufhörlich wirksam bleiben, und vereinigt man damit noch den Reitz des Denkens, so muß noth-

wendig durch so viele Reize die Erregung sehr erhöht werden. Eben so wird auch die Wegschaffung der unnützen Gasarten aus unserem Körper, das ist, die Ausdünstung, die doch während des Schlafes am thätigsten ist, und besonders während des Mitternachtschlafes am gedeihlichsten vor sich gehen kann, (so wie ungefähr die Pflanze zur Nachtzeit die ihr nimmer gedeihlichen Dünste exhalirt) gehindert. „Ueberhaupt (sagt Rousseau) ist es eine unumstößliche Bemerkung, daß der Schlaf weit ruhiger und süßer ist, so lange die Sonne noch unter dem Horizonte ist, und daß die Luft, erhitzt von den Strahlen der Sonne, keine so wohlthätige Ruhe mehr gönnt;" eine Bemerkung, die meinen ganzen Beyfall hat, und die Niemand in Zweifel ziehen kann.

Freylich gibt es so manche Scheingründe, durch die der junge Studierende, voll Eifer für die Wissenschaften, seine nächtlichen Wachen zu rechtfertigen sucht. Ich will hier nur einige der vorzüglichsten dieser Gründe aufstellen, und dann zu widerlegen suchen. „Ohne angestrengtes Studieren, sagt er, kann ich den hohen Zweck meiner künftigen Bildung nicht erreichen; lieber will ich mich in der Zukunft kleinen körperlichen Schwächen und Ungemächlichkeiten ausgesetzt wissen, als daß ich mir einst soll Vorwürfe machen können, in der Pflege meines Geistes nicht thätig genug gewesen zu seyn. Sind es denn nicht eben die spätern Abendstunden, verbunden mit den paar ersten Mitternachtsstunden, wo ich am wenigsten durch äußere Eindrücke im Lesen und Denken gestört werde? Hier, wo alles um mich schläft, wo

kein störendes Geräusch meinen geschäftigen Geist wider seinen Willen von der Betrachtung und dem Studium abzieht, wo sich mein Geist so ganz auf das vorgenommene Object concentriren kann; hier ist der Zeitpunct, wo ein junger Mensch, welcher tiefer in das Feld der Wissenschaften einzudringen gedenkt, auf diesen seinen Zweck am besten hinarbeiten kann. Wie mancher große Kopf hat nicht schon in diesen günstigen Stunden bey seiner Lampe Producte an das Licht gebracht, welche die Welt anstaunt? Wie viele Gelehrte mag es wohl geben, die nicht zu nächtlichen Arbeiten ihre Zuflucht nehmen? Soll mein geistiges Ich sich immer sclavisch nach den Forderungen des thierischen Theiles bequemen? Ist es nicht einer der ersten philosophischen Grundsätze, die sinnlichen Neigungen und Triebe der Herrschaft des Geistes unterzuordnen."

Diese sind so ungefähr die Sophismen, durch die man die Lucubrationen zu vertheidigen sucht. Sie lassen sich leicht widerlegen, denn erstens sage ich, daß man durch Lucubrationen an Zeit gar nichts gewinne, sondern noch verliere. Denn, indem man durch diesen oft wiederhohlten Reitz einen beträchtlichen Theil der Erregbarkeit aufzehrt, und da die hierbey wirksamen Reitze auf die örtliche Erregbarkeit gewisser Lebensorgane mit besonderer Stärke wirken, so bringen sie bald in größerem oder geringerem Grade Störungen der Lebensactionen hervor, denen jene Organe vorstehen, das ist, sie verursachen Schwächen oder Krankheiten, und beschleunigen den Lebensproceß. Sie verkürzen

also das Leben extensiv und intensiv. Da sie nun das Leben extensiv verkürzen, so rauben sie uns auch alle die Zeit, die man in spätern Jahren auf das Studieren hätte verwenden können, und wenn diese Nachtwachen wirkliche Schwächen und Krankheiten hervor gebracht haben, so wird dadurch das Leben intensiv verkürzet, indem hier die Verrichtungen des Lebens nimmer mit der gehörigen Kraft und Genauigkeit vor sich gehen können. Durch diese Störungen der Lebensactionen und daraus folgenden Zustände des Uebelbefindens werden nun auch die wissenschaftlichen Arbeiten auf eine Zeitlang entweder ganz verhindert, oder sie können nur weit unvollkommner und mit großen Beschwerden ausgeübet werden. Meistens dergleichen nächtliche Anstrengungen veranlassen, daß so viele Gelehrte in spätern Jahren sehr bald einen ihrer Sinne verlieren, oder ihre Seelenfähigkeiten außerordentlich geschwächt fühlen, wenn nicht ein aus eben dieser Ursache beschleunigter Tod sie vor der Zeit der Welt entrissen. Ohnehin ist ja später Abends unsere Seele ganz voll von den Eindrücken, die während des Tages auf sie gemacht werden, müde von den verrichteten Geschäften, also keiner so großen Intension mehr so leicht empfänglich. Wie viel räthlicher ist es daher nicht, dem alten Sprichworte gemäß, die Morgenstunden, in denen unsere Denk- und Nervenkraft von dem erquickenden Schlafe gestärkt, von dem Morgenlichte zu neuer Thätigkeit aufgemuntert, durch keine unangenehmen Eindrücke, durch kein Gefühl unbefriedigter Bedürfnisse gestört, um so aufgelegter zur Geistesarbeit ist, zu seinen literärischen Beschäftigun-

gen zu verwenden, welche Stunden aber ein solcher nächtlicher Denker gewöhnlich im unruhigen Schlafe verträumt? Sollen denn unsere Studien gar so ausgebreitet seyn, daß die Morgenstunden, verbunden mit den meisten Stunden des Tages, nicht zureichen können, unser Tagewerk zu vollenden? Und sollen wir denn während dieser Zeit nicht ungestörte Ruhe genug für unsere Studien haben können, oder ist die Aufmerksamkeit so leicht abzuspannen, daß der kleinste Eindruck auf unser äußeres Empfindungsvermögen uns gleich zu zerstreuen im Stande seyn soll? Eben weil bey Nacht die ganze Natur schläft, so ist es auch Naturgesetz für uns, die Nacht dem Schlafe zu schenken. Und jene Erfindungen, beym Lampenlichte gemacht, hätten diese beym hellen Sonnenlichte nicht Statt haben können? Und wenn auch wirklich viele Gelehrte in den nächtlichen Wachen zum Beyspiel angeführt werden können, folgt hieraus, daß man eben den Weg zum Ziele gehen müsse, wenn ein weit natürlicherer und unschädlicherer Weg eben dahin offen steht? Unsere moralische so wohl als physische Natur hat ihre Gesetze, beyde müssen immer in die möglichst reinste Harmonie mit einander gebracht werden. Auch unser Geist darf nicht hartnäckig zum Schaden der thierischen Natur seinen Verrichtungen obliegen; er darf kein physisches Gesetz derselben übertreten, außer wenn höhere Pflichten ihm keine andere Wahl übrig ließen. Dieß ist nun keineswegs der Fall, da er, wie gesagt, denselben Zweck auf einem andern Wege erreichen kann. Der junge Studierende also, der die Mitternacht seinen Studien weiht, handelt sogar unmoralisch, es wäre denn,

daß er unter Tags für seinen körperlichen Unterhalt zu sorgen hätte, so daß ihm keine andere Zeit zu seinen Studien übrig bliebe; dann bedaure ich ihn von Herzen, denn er, der die Stunden des Tags für Andere verwenden muß, um sich kümmerlich fortzubringen, hat nun freylich keinen andern Ausweg, als die Nacht seiner Bildung zu weihen, und so langsam seine Gesundheit zu untergraben. Für ihn weiß ich keinen andern als den grausamen Rath, das Studieren ganz aufzugeben, wenn ihm seine Gesundheit theuer ist; denn bey ihm sind die Geschäfte des Tages, ohnehin schon anstrengend genug, wenn er nun noch die nächtliche Ruhe seinem müden Körper versagen muß, so kann dieß nicht lange ohne bedenkliche Folgen für seine Gesundheit seyn.

Aus allem dem erhellet auch schon die Schädlichkeit der Gewohnheit, Abends im Bette mit dem Buche in der Hand, und im Lesen und Denken begriffen einzuschlafen. Der darauf erfolgende Schlaf kann nie ruhig oder erquickend seyn, indem man hier den Kopf voll von Ideen hat, die dann, wenn wir auch einschlafen, immer noch wirksam sind, und also der Nervenkraft, und den mit derselben unmittelbar zusamenhängenden körperlichen Organen keine gedeihliche Erhohlung verschaffen.

Eben so schlecht gewählt zum Studieren ist auch die Zeit unmittelbar, nachdem man das Mittag- oder Abendmahl zu sich genommen. Es ist wahrscheinlich, sagt unser vortreffliche Physiologe Humbold, daß angestrengtes Nachdenken eben deßhalb den Functio-

nen der Eingeweide so nachtheilig ist, weil während desselben Stoffe im Gehirne absumirt werden, welche den Abdomialnerven zugeführt werden sollten, um die Verrichtungen derselben, als ihre peristaltische Bewegung, die verschiedenen daselbst Statt habenden Secretionen von Säften verschiedener Art zu befördern. Wenn dieß erst gleich, nachdem man die Speisen zu sich genommen hat, geschieht, wo die Verdauungswerkzeuge in ihrer vollen Thätigkeit seyn sollen, wo gleichsam das Bestreben des gesammten Körpersystems auf Assimilirung der Nahrungsstoffe gerichtet seyn soll, so muß diese Ableitung des Nervenfluidums die vollständige Verdauung hindern, die Nerven werden geschwächt, weil sie nicht die der Größe ihrer Verrichtungen verhältnißmäßige Menge des ihnen eigenen Fluidums erhalten, und es entstehen Unverdaulichkeiten Anschoppungen und Dispositionen zu Hypochondrie und Melancholie. Ein gewisser Hang nach Ruhe scheint uns schon nach dem Essen von anstrengenden Arbeiten abzumahnen.

Auch die Lage oder Stellung beym Studieren scheint hier Erwähnung zu verdienen. Mit gekrümmten Leibe oder mit an den Tisch angedrückter Brust zu studieren und zu schreiben, ist sehr schädlich. Bey jener Leibeskrümmung kann allmählich die Wirbelsäule, welche bey Jünglingen noch nicht hart verknöchert ist, leicht beym Wachsthume eine verschobene Richtung nehmen, so wie auch bey dieser Einkrümmung die Gedärme gedrückt und die Verdauung erschwert werden wird. Eben so kann auch das Andrücken der Brust an den Tisch den Nachtheil haben, daß das

sehr zart gebaute Brustblatt sammt den Rippen mehr nach einwärts gedrückt, und dadurch eine Engbrüstigkeit, oder irgend ein anderes Hinderniß in der Respiration hervor gebracht wird. Man darf es ja nur versuchen, und nur kurze Zeit in dieser Lage verbleiben, und man wird Schmerzen in der Brustgegend und Unbequemlichkeit verspüren.

Ich komme nun auf die zweyte moralische Ursache, die bey jungen Studierenden vorzüglich auf die körperliche Gesundheit einfließt; es ist dieß die gewöhnliche Lectüre. Es gehört gewiß mit unter die Hauptursachen des moralischen so wohl als physischen Verderbnisses des jetzigen Menschengeschlechtes, daß die Welt mit einem so ungeheuern Haufen von schlechten verführerischen Schriften überschwemmt ist. Es ist einer der Hauptnachtheile, der aus der Erfindung der Buchdruckerkunst floß, daß diese in so kurzer Zeit eine so große Menge von solchen unseligen Producten in Umlauf bringen kann. Unter diesen behaupten die Romane den vorzüglichsten Platz, die heut zu Tage unter dem Nahmen der Modelectüre begriffen werden. Leider sind sie es auch, die einen unverkennbaren Einfluß auf die körperliche so wohl als geistige Gesundheit unserer jungen Studierenden äußern, unter denen die Romansucht, dieß contagiöse Gift, schon so weit um sich her gegriffen, und wirklich, möchte ich fast sagen, die wenigsten verschont hat. Es ist hier meine Sache nicht, die Wirksamkeit derselben auf moralisches Verderben zu zeigen, ich darf mich hier ganz nur auf das einschränken, darzuthun, welche Folgen diese Lectüre in Be-

treff der körperlichen Gesundheit habe. Die Romane sind es, welche unsere Einbildungskraft verstimmen, und ihr einen überspannten Grad von Lebhaftigkeit und Reitzbarkeit geben, der immer einen unvortheilhaften Einfluß auf unsere Gesundheit hat. Sie sind es, die durch die dargestellten reitzenden Bilder für die Phantasie, den schlummernden Geschlechtstrieb, Begierde nach Umgang mit dem andern Geschlechte wecken, und ihm eine äußerst nachtheilige Intension mittheilen, welche dann oft Ausschweifungen der Wollust von jeder Art zur Folge hat; denn das andere Geschlecht ist eigentlich das Object des Geschlechtstriebes; in Romanen wird nun dieses sammt seinem Zusammenhange und den Verhältnissen, in denen es mit dem männlichen Geschlechte steht, anschaulich für die Phantasie in lebhaften Bildern dargestellt; da nun jeder Trieb sich dann am leichtesten entwickeln kann, wenn das auf ihn sich beziehende Object anschaulich dargestellt wird, so ist es ganz einleuchtend, wie durch Romane der Geschlechtstrieb am ersten und vor der Zeit rege werden kann, besonders, da diese die Objecte derselben, das ist, die Frauenzimmer immer von der schönsten Seite darstellen, manchmahl sogar auf die Functionen jenes Triebes aufmerksam machen, und darüber entweder in Mysterien sprechen, oder nur mit ein paar glatten Worten darüber wegschlüpfen, und den guten Jungen nach vollkommener Aufklärung über den Punct begieriger machen, die ihn jetzt um so mehr interessirt, da sie mit der plötzlichen Auflebung jenes ungewohnten Triebes harmonirt. Seine Neugierde über den Punct wird nun auf das lebhafteste gereitzt; er

will seine romantischen Ideen an dem nächst besten weiblichen Subjecte realisiren, entspricht dieses seinen Forderungen nicht, oder setzen sich ihm bey seiner Liebe Hindernisse in den Weg, so wird er nun entweder zum empfindelnden Schwärmer, bey welcher Rolle auch seine Gesundheit merklich leidet, oder er spielt wohl gar, um dem Ganzen eine romantische Catastrophe zu geben, einen Werther, wovon wir so neue und nahe liegende Beyspiele haben. Ist er aber von leichterem Temperamente, so daß nur die reitzenden Wollustscenen auf ihn Eindruck gemacht haben, so sucht er nur den aufgeregten Trieb so bald als möglich auf was immer für eine Art zu befriedigen, und stürzt sich dann in diese oder jene Art von Wollust, wohin der erste Schritt immer hundert andere nach sich zieht. Könnten denn nicht Polizeygesetze dem Unwesen hungriger Romanschreiber steuern? Schwierigkeiten möchte ein Verboth der Romane wohl mit sich führen, indeß denke ich, würde es doch unter gewissen Beschränkungen sehr viel Nutzen stiften. Denn der Nutzen der Romane ist doch sehr gering, ihr Schaden unübersehbar groß. „Doch, sagen die Vertheidiger der Romane, man bekommt eine gewisse Politur im Umgange mit dem andern Geschlechte, eine feinere] edlere Sprache, mehr Kenntnisse des menschlichen Herzens durch Lesung der Romane." Ganz recht, wenn man galante Geschwätzigkeit Politur, schwärmerischen Galimathias edlere Sprache, tolle Carricaturen menschliche Charaktere nennt. Aber wendet man mir ein, gibt es denn nicht auch vortreffliche Romane? Ja, und zwar auf hundert schlechte rechne ich einen guten, und selbst unter die-

sen ist die Hälfte bloß durch gute ästhetische Darstellung, nicht aber durch moralischen Werth empfehlbar; also bleibt nur noch die andere Hälfte von Romanen, welche eigentlich lesenswürdig sind, deren aber wirklich eine kleine Anzahl ist, und welche bloß seltne Ausnahme von der Regel machen; und selbst diese rathe ich dem jungen Studierenden mit Vorsicht zu lesen, weil sie doch immer auch etwas von dem Gattungsgifte der Romane mit sich führen. Er wird daher besser thun, wenn er in jenen Stunden, die er einer Nebenlectüre widmet, sich mit Geschichte, Naturgeschichte, Physik oder Poesie beschäftiget; aus der erstern besonders gewinnt er eben die Vortheile, die ihm der beste Roman verschaffen könnte, und noch viele andere, die ihm kein Roman gewähren kann.

Die dritte moralische Ursache sind: die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen. Unter Gemüthsbewegungen verstehe ich starke, sich plötzlich äußernde Begierden oder Verabscheuungen, die der Vernunft ihre Herrschaft entreißen. Unter Leidenschaften aber verstehe ich schon mehr habituelle Neigungen, die bleibender und nicht so vorübergehend als jene sind. Jede Gemüthsbewegung setzt gewisse körperliche Organe in Bewegung, immer wirkt sie als innerer Reitz auf die Erregbarkeit unseres Organismus, sie thut das, was jeder andere starke Reitz thut, sie erhöht unsere Erregung, bringt einen Zustand von Hyperstheníe hervor. Daher sehen wir auch, wie ein Mensch im stärkeren Affecte weit mehr Leibeskräfte hat, als im ruhigen Zustande. Jeder öftere stark angebrachte Reitz erschöpft nun nach und

nach die Erregbarkeit; also müssen auch öftere starke Affecte eine gleiche Wirkung und für die Gesundheit nachtheilige Folgen haben. Wir sehen ja, wie besonders bey reitzbaren Personen, z. B. bey Frauenzimmern eine heftige Gemüthsbewegung auf ein Mahl manchmahl die Erregbarkeit so sehr angreifen kann, daß daraus plötzlich indirecte Schwäche, also eine Ohnmacht oder wohl gar der Tod erfolgt. Die Leidenschaften sind zwar keine so plötzlich wirkenden Reitze, die aber eine langsamere und continuirlichere Wirkung äußern; besonders ist unter diesen eine Leidenschaft sehr gefährlich für junge Leute, weil diese fast alle anderen in ihrem Gefolge hat; ich meine die Spielsucht; ihr Schaden in moralischer Rücksicht ist bekannt genug; aber auch auf die physische Natur ist sie nicht ohne nachtheilige Wirkung; sie ist so zu sagen ein Aggregat aller unangenehmen Leidenschaften und Gemüthsbewegungen. Neid, Zorn, Gewinnsucht, Schadenfreude, Angst, zuletzt endlich oft sogar Verzweiflung sind Begleiter dieser verderblichen Leidenschaft. Alle diese nun wirken hier zusammen als Reitze auf die Gesundheit, und müssen daher einen nachtheiligen Einfluß auf dieselbe haben; so mancher junge Studierende ist das Opfer derselben. Gemüthsbewegungen und Leidenschaften können also der Gesundheit des Studierenden gleichfalls nachtheilig werden, und doch sind sie bey ihrem raschen Jugendfeuer besonders Ersteren sehr stark unterworfen. Er muß daher in mehr als einer Rücksicht bey seiner Bemühung um Geistesbildung zugleich lernen, die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften seiner Vernunft unter zu ordnen. Unläugbar ist es aber auch, daß sanftere Affecte, wie Freund-

schaft, Freude, Scherz u. s. w. sehr viel zur Erhaltung der Gesundheit beytragen. Diese nun darf der junge Studierende, der nach seinen ernsten Beschäftigungen so sehr einer Erhohlung bedarf, ganz und gar nicht verbannen; nur muß er auch in diesen Maß zu halten suchen.

Dieß sind nun die drey vorzüglichsten moralischen Ursachen, welche unter gewissen Umständen Störung der Gesundheit bey Studierenden veranlassen können.

Ich komme nun zu den physischen Ursachen oder äußern Potenzen, und zwar:

1. Auf die Ernährung. Der Genuß von Speise und Trank ist eine der vorzüglichsten äußeren Ursachen, die auf unsere Gesundheit wirken. Natürlich muß diejenige Function, durch welche die verdorbenen oder verlornen Körpertheilchen wieder restaurirt werden, auf unsere Gesundheit von großem Einflusse seyn. Es ist eine wichtige diätetische Regel: daß die Quantität und Qualität der Nahrungsstoffe der Lebensart eines jeden Menschen angemessen seyn müsse, so, daß der Mensch, welcher durch anstrengende körperliche Arbeit die Thätigkeit der gröberen Theile, nähmlich der Muskeln, stärker erschöpft, auch zum Ersatze mehrerer und gröberer Nahrungsmittel benöthiget sey, so wie hingegen bey demjenigen, der die Erregbarkeit des Nervensystems beschäftigt, weniger und feinere Nahrung gedeihlich ist. Es ist nun klar, daß der Studierende unter die letztere Classe gehört. Starke Speisen so wie Getränke sind ihm also am wenigsten zu-

träglich, vorzüglich in größerer Quantität genossen. Dieß erhellt auch noch daraus, daß er nicht so viel Muskularbewegung zur Beförderung der Verdauung jener kräftigen Nahrungsmittel machen, folglich die Verarbeitung derselben nicht gut von Statten gehen kann. Daher empfehle ich dem Studierenden eine einfache Kost aus leichter verdaulichen Speisen. Ich sage eine einfache Kost, denn wenn er zu viel verschiedene, durch raffinirte Kochkunst ausgedachte, Speisen zu sich nimmt, so ist das noch schlimmer, als wenn seine Kost aus gröberen Nahrungsmitteln bestünde; die Verkochung so vieler ungleichartiger Producte im Magen hält immer noch viel schwerer. Sehr schön sagt daher mein venusinischer Lieblingsdichter:

Accipe nunc, victus tenuis quae quantaque secum
Afferat. Imprimis valeas bene: nam, variae res
Ut noceant homini, credas, memor illius escae,
Quae simplex olim tibi sederit. At simul assis
Miscueris elixa, simul conchylia turdis;
Dulcia se in bilem vertent, stomachoque tumultum
Lenta feret pituita. Vides, ut pallidus omnis
Coena desurget dubia? Quin corpus onustum
Hesternis vitiis, *animum quoque praegravat una*,
Atque adfligit humo divinae particulam aurae. *)

*) Ich kann mich nicht enthalten die vortreffliche wielandische Uebersetzung herzusetzen:

Höre nun
Wie viel und großes Gute ein geringer Tisch
Dir bringen wird. Fürs erste wirst du dich
Dabey gesünder finden, denn wie übelthätig

Eine mäßige Kost aus nicht vielen und nicht künstlich zubereiteten, aber auch nicht groben Speisen würde ich daher dem Studierenden für die gedeihlichste halten. Gastereyen und große Tafeln muß er nach jenem wohlgemeinten Rathe Horazens um so mehr vermeiden, da sie ihn zu seinen Geistesgeschäften auf mehrere Tage untauglich oder doch wenig r disponirt machen, und sogar, öfters wiederhohlt, für seine körperliche Gesundheit schlimme Folgen haben können. Besonders aber sey er vorsichtig im Gebrauche geistiger Getränke; für junge Leute sind diese immer gefährlich; junge Leute können derselben füglich ganz entbehren, da bey ihnen die Erregung ohnehin auf einem ziemlich hohen Grade steht, und sie also keiner so stark erregenden Potenzen bedürfen, sondern diese sogar schädlich sind, indem sie die Erregbarkeit von ihrer Gleichmäßigkeit entfernen; man verschiebe sich den Gebrauch dersel-

---

Das vielerley Gemisch dem Menschen sey,
Zeigt die Erfahrung, da die gemeine Speise
Dir immer wohl bekam. Hingegen wenn du
Gesottnes und Gebratnes, Krammetsvögel
Und Austern durcheinander mengst, immer
Die Leckerbissen sich in Galle kehren,
Und zäher Schleim dem Magen Händel macht.
Du siehst ja, wie blaß von einem solchen
Versuchungsreichen Gastmahl alles aufsteht!
Zudem beschweret ein mit gestriger
Unmäßigkeit beladner Körper auch
Zugleich den Geist, und drückt das Göttliche
In uns zu Boden.

Zweyte Satyre des 2. Buches, V. 70 bis 80.

ben ins höhere Alter, dort wird ein mäßiger Genuß derselben seine gute Wirkung haben; auch läuft man in der Jugend zu sehr Gefahr, sich diese Getränke zum Bedürfniß zu machen, woraus denn nachtheilige Folgen für die Gesundheit entspringen müssen. Besonders sind die Liqueurs unter allen hitzigen Getränken die schädlichsten, diese greifen die Erregbarbeit noch am stärksten an, schwächen nicht nur bey öfterem Gebrauche die Gesundheit, sondern äußern ihren Einfluß auch auf das Denkvermögen. Nicht zu läugnen ist es, daß ein Glas guter Wein nach großer Anstrengung des Geistes eine heilsame Wirkung haben müsse, er belebt unsere müde Nervenkraft wieder mit neuem Feuer, aber nur muß er immer in geringer Quantität, und nicht zu oft genossen werden; dann ist er ein wohlthätiger Reitz. Leider aber bleiben junge Leute nur selten beym gehörigen Maße; das Ueberschreiten desselben hat dann immer traurige Folgen für sie. Die Sache ist zu klar, Beyspiele davon sind zu häufig, als daß ich mich hier länger aufhalten dürfte.

II. Der Wohnort ist von großer Wirkung auf unsere körperliche Gesundheit, besonders aber für den Studierenden gar nicht gleichgültig. Die Geschäfte des jungen Akademiker bringen es schon mit sich, daß er den größten Theil seiner Zeit auf dem Zimmer zubringen muß. Es ist also sehr wichtig für ihn, daß dieses so beschaffen sey, damit er darin seine Geistesarbeiten unbeschadet seiner Gesundheit vornehmen kann; und doch ist er so oft in Zimmer verbannt, die diese Eigenschaft ganz und gar nicht besi-

tzen. Wie oft ist seine Zelle nicht von der Art, daß die wohlthätigen Strahlen des Tageslichtes nur sehr sparsam dahin dringen können? und hier soll er nun seinen Studien obliegen; er muß sich bey hellem Tage der Kerze bedienen. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Einfluß dieses auf sein Gesicht haben müsse. Aber auch die Gesundheit muß nothwendig dabey leiden. Das Sonnenlicht ist ein auf unseren Körper sehr vortheilhaft wirkender Reitz; so wie die Pflanze, der das Sonnenlicht entzogen wird, welk und gelblicht wird, zuletzt aber endlich gar abstirbt, so kann auch der thierische Körper, vom Tageslichte getrennt, sich nicht wohlbefinden *). Man bemerkt ja, wie bleich und eingefallen die Wange des Unglücklichen ist, der eine Zeitlang im Kerker des Tageslichtes beraubt war. Kann also wohl ein junger Studierender in einem solchen Wohnorte seiner Gesundheit unbeschadet seine Geistesverrichtungen ausüben? Gewiß nicht, und die Folge davon für sein körperliches Wohlseyn muß traurig seyn. Er wird bald auch seine Heiterkeit verlieren, denn Lebhaftigkeit und heiterer Sinn sind nie die Gefährten einer finstern Dunkelheit. Immer fühlen wir uns ja beym hellen Tageslichte am frohsten und heitersten. Er wird in Trübsinn verfallen, und alle verderblichen Wirkungen ei-

*) Herr Hofrath Frank erzählt von einer Gräfinn, welche mit Untergang der Sonne die Stimme verlor, mit Aufgang derselben ihre Stimme wieder erlangte. Unstreitig ist das Licht ein vortheilhaft wirkender Reitz, so wie er in krampfhaften Zuständen manchmahl schädlich und unerträglich wird, wie z. B. bey manchen Ophthalmien, bey Nervenfiebern.

nes niedergeschlagenen Geistes werden sich mit den unangenehmen Folgen des Mangels an Tageslicht in Hinsicht auf seinen Körper vereinigen, um ihm sein Daseyn unangenehm zu machen. Der Wohnort des Studierenden muß also hinlänglich Tageslicht haben. Es muß ihm aber auch nicht an reiner Luft fehlen. Freylich ist die Luft in Hauptstädten selten rein anzutreffen; doch gibt es selbst in Hauptstädten wieder Oerter, wo sie noch in größerem Grade verdorben ist, wie in engen Gässen, in Zimmern von sehr beschränkter Aussicht an Oerter, wo verschiedene chymisch animalische Processe mit Entwickelung irrespirabler Gasarten vor sich gehen. Eben dem Studierenden sind solche Wohnungen sehr oft beschieden. Ist nun der junge Studierende einmahl in der traurigen Lage, daß er keine andere Wahl hat, als ein solches Zimmer zu bestehen, so sey er doch darauf bedacht, die Luft sehr oft zu erneuern; er muß dann auch im Winter seine Fenster nicht immer hart verschlossen halten, und sie täglich wenigstens auf eine halbe Stunde öffnen, um einer reinern Schichte von Luft den Eingang zu verschaffen; denn eine unreine Luft enthält schon an sich weniger Sauerstoff, mehr irrespirable Gasarten, sie wird also eher zum Athmen untauglich, weil die geringere Menge des Oxygens früher aufgezehrt wird. Nebst dem kann auch die Luftelektricität verschiedentlich in der Luft modificirt seyn, und nach der Anwesenheit einer größeren oder geringeren Quantität derselben im negativen oder positiven Zustande eine mehr oder minder vortheilhafte Wirkung auf den menschlichen Körper machen. Daher muß man eine solche Luft um desto mehr immer zu

erneuern suchen. Sehr nachtheilig für die Gesundheit ist auch eine nasse Wohnung, und zwar meistens aus dem Grunde, weil diese Nässe sich in Gasgestalt der atmosphärischen Luft beymischt, und dadurch dieselbe nicht nur zum Athmen untauglicher macht, sondern durch den vermehrten Druck der athmosphärischen Luft, und die Einwirkung auf die ganze Oberfläche des Körpers eine ungedeihliche Wirkung äußert. Jedermann wird bemerkt haben, daß man in einer solchen dumpfigen Luft, wenn man sich nur einige Zeit darin aufhält, niedergeschlagen und matt wird; man bedenke erst die Folgen, die daraus erwachsen müssen, wenn eine solche Luft uns beständig umgibt; hektische Zufälle müssen unfehlbar davon die Folge seyn, und dem Leben des jungen Menschen nach einer langen martervollen Krankheit endlich ein Ende machen.

Und doch trifft nicht selten einen unserer armen Collegen das Los in einem feuchten Dachzimmer mit tropfenden Holzwänden, durch die sich vom Dache herab der Schnee durchsintert, sein Lager aufschlagen zu müssen! Ich selbst kannte drey hoffnungsvolle junge Studierende, welche alle durch die tödtlichen Wirkungen eines solchen Quartiers, das sie nur einen Winter über mitsammen bestanden hatten, in der Blüthe ihrer Jahre auf die bedaurungswürdigste Art dahin schwanden. Lieben Mitbrüder! Meidet ja eine solche Studierstube! Zieht euch lieber in ferne Vorstädte, wenn ihr ja anders nicht diesem tödtenden Uebel entgehen könnet! Weit mehr vorzuziehen ist ein Zimmer, wenn auch in einer etwas entlegenern Vorstadt, als

in einem vierten oder fünften Stockwerke. Man kann sich kaum vorstellen, was das Steigen in so hohe Wohnungen für wesentliche Nachtheile in Hinsicht der Gesundheit mit sich bringt; am meisten leiden dabey die Respirationswerkzeuge; denn beym Hinaufklettern, welches bey raschen Jungen gemeiniglich etwas schnell geschieht, kann das Einathmen nie ordentlich geschehen, indem bey der schnellen Aufwärtsbeugung über die schiefe Fläche und der damit verbundenen Anstrengung die Organe des Athemhohlens nicht Zeit genug gewinnen können, ihren Verrichtungen regelmäßig vorzustehen. Hat man nun so eine Abtheilung der Stiege forcirt, so muß man erst durch mehrere auf einander folgende Athemzüge die Respiration nur für den Augenblick wieder herstellen, gönnt ihr aber nicht hinlängliche Ruhe wieder ihren ordentlichen Gang zu nehmen, sondern forcirt schnell wieder die zweyte Abtheilung und so weiter; keine solche Störung und darauf folgende nur tumultuarische Herstellung der Ordnung der Respiration, um sie hernach wieder zu stören, muß nothwendig einen schädlichen Einfluß auf die Lunge haben. Es ist dieß eine der Haupturfachen, warum man der Lungensüchtigen in großen Städten so viele findet. Auch das Wasser, das man in seinem Wohnorte genießt, ist nicht gleichgültig seiner Wirkung nach auf die Gesundheit. Und wie oft trifft man in unserer Hauptstadt auf ein schlechtes Brunnenwasser mit faulicht stinkendem Geruche, das mit verschiedenen faulenden organischen Theilen verunreinigt ist? Besonders war dieses das verflossene Jahr auffallend, wo bey dem Anschwellen des Donauflusses die Brunnen mit Donauwasser, das verschie-

denen schädlichen Bestandtheilen zum Vehikel diente, angefüllt waren, und in vielen Gegenden der Stadt und Vorstädte bedenkliche Krankheiten, oder doch zum wenigsten hartnäckige Diarrhöen verursachte. In diesem Falle rathe ich nur etwas wenig Wein oder hoffmannische Tropfen unter das Wasser zu geben, um den Ungemächlichkeiten auszuweichen.

Als die III. physische Ursache stelle ich die Befriedigung des Geschlechtstriebes auf, die bey jungen Studierenden so vielfältigen Einfluß auf ihr zeitliches Wohlseyn äußert. Jede gegen die Gesetze der Natur laufende Befriedigung dieses Triebes ist unmoralisch und unerlaubt, auch wird sie gewöhnlich von der Natur strenge bestraft; körperliche Entkräftung, frühes Greisenalter, Schwäche der Seelenvermögen, und oft noch eine schreckliche Seuche, welche lebenslänglich Spuren ihrer zerstörenden Wirkungen zurück läßt, sind die fürchterlichen Folgen, welche die Natur gegen öftere Uebertretungen von der Art verhängt hat. Wie mancher junge Mann fühlte nicht schon das rächende Strafschwert der Natur wegen Uebertretungen, die er sich gegen ihre unveränderliche Ordnung erlaubte! zu spät bereute er dann seine lasterhaften Schritte. Lieben Jünglinge! überlaßt euch ja nie dem Laster der Wollust; hüthet euch vor ihm, es mag euch unter was immer für einer Gestalt erscheinen! fliehet ja nur auch jenes Laster, welches still und unbemerkt die Blüthe und Gesundheit desjenigen untergräbt, der sich ihm überläßt, ich meine dasjenige Laster, dessen fürchterliche Folgen Tissot so wahr und abschreckend beschrieben

hat. Nichts zerstört so schleunig und sicher die Kräfte des Geistes als Ausschweifungen der Wollust von jeder Art; nichts erniedriget so sehr den Geist, und macht ihn gleichsam selbst thierisch, als wollüstige Begierden. Sie erhitzen die Phantasie, diese überwältiget dann die Vernunft, zerreißt alle Dämme, und macht das unsterbliche Wesen, das besonders beym Studierenden stets thätig, zu hohen edlen Zwecken thätig seyn soll, zum niedrigen Sclaven der unedlen Lüste der Sinnlichkeit. Um die schrecklichen Folgen der Ausschweifungen in der Wollust ganz zu überschauen, verweise ich meine Leser auf den schon oben genannten Tissot, Hufelands allgemein bekannte Makrobiotik, und auf mehrere Stellen in der medicinischen Polizey des Herrn Hofrath Frank, nebst diesen aber auf die traurigen Beyspiele, die ihnen ihr eigener Erfahrungskreis wohl ganz gewiß darbiethen wird; oder sollten sie stärkerer Eindrücke bedürftig seyn, so mögen sie nur Spitäler besuchen, und dort die unglücklichen Opfer eigener Unenthaltsamkeit selbst betrachten. Diese Scenen werden gewiß einen bleibenden Eindruck auf sie machen. Nebstdem rathe ich aber dem jungen Akademiker das Lesen schlüpfriger Romane sorgfältig zu vermeiden, er übe sich vielmehr immer seiner Phantasie und Sinnlichkeit Herr zu werden; dabey vernachlässige er körperliche Bewegung nicht; er bedenke stets die Folgen, welche der erste Schritt zum Laster hat, und wage diesen nie; er erhohle sich von seinen Geschäften im Zirkel biederer und munterer Freunde, und sehe mit Verachtung auf jene feilen Dirnen, welche junge Männer um Geld und Gesundheit zu bringen suchen; er sey stolz auf

seine Manneskraft, und karge mit ihr, bis er einst im Stande ist, sich eine brave Gattinn zu wählen. So hat er dann gegründete Hoffnung, wie ein Plato, ein Newton, ein Wieland, ein Kant bis ins hohe Alter bey ungeschwächter Geisteskraft, und ungestörtem körperlichen Wohlseyn der Minerva mit heiterem Sinne opfern zu können, während ein Anderer, der in seinen Studienjahren als ein Sclave niederer Lüste sich bewies, ehe er noch in die Greisenjahre getreten ist, schon stumpf am Verstande, zur Geistesanstrengung unfähig, mit körperlichen Gebrechen geplagt, sein Leben halb im Traume dahin schleppt, so, daß man von ihm mit einem berühmten Schriftsteller sagen könnte: es wäre besser für ihn gewesen, wenn er in seiner Jugend gestorben wäre, so hätte er wenigstens bis dahin gelebt.

Ich komme nun auf die IV. physische Ursache, nähmlich die Leibesbewegung, um so natürlicher, da diese ein so wirksames Präservativ gegen die Ausfälle des Geschlechtstriebes, von dem ich erst redete, ist. Sie ist besonders dem jungen Studierenden bey seiner vielen sitzendenden Arbeit nothwendig. Mangel an körperlicher Bewegung hat nebst jenen mittelbaren nachtheiligen Folgen in Hinsicht der frühzeitigen Entwickelung des Geschlechtstriebes auch noch unmittelbar einen sehr schädlichen Einfluß auf die Gesundheit Studierender. Bey Mangel an Bewegung kann die Verdauung nie vollkommen und gedeihlich vor sich gehen, die weniger in Wirksamkeit gesetzten Muskeln werden schlapper, die überflüssige Jugendkraft wird nicht aufgezehrt, sie muß also irgend auf

einen andern Punct eine schiefe Richtung nehmen, da entstehen dann hypochondrische Zufälle, Melancholie, und verschiedene schädliche Absonderungen und Stockungen im Organismus *). Es ist daher strenges Gesetz für jeden jungen Menschen, viele Leibesbewegung zu machen, allen seinen Theilen und Muskeln Gelenkigkeit und Stärke, seinem ganzen Körper Gewandtheit zu geben, sonst bleibt er lebenslang unbehülflich, schwächlich, und jeder einwirkenden schädlichen Potenz eher ausgesetzt. Leibesübungen sind dem jugendlichen Körper also unentbehrlich. Jetzt frägt sichs nun, welche sind die zweckmäßigsten? Es gäbe wohl sehr viele und ersprießliche Leibesübungen, leider aber sind sie für unsere studierende Jugend jetzt fast alle außer Uebung gekommen; und doch wären sie so wichtig für sie, da eine Cultur, die bloß den Geist betrifft, den Körper aber, seine Kräfte und Fähigkeiten vernachlässigt, immer einseitig bleibt. Sehr wahr ist es, daß man in den gymnastischen Uebungen

---

*) Τπεναντιας γαρ αλληλοισιν εχει τας δυναμεις, σιτα και πονοι. Ξυμφερονται δε προς αλληλα προς ὑγιεινην. Πονοι μην γαρ πεφυκασιν αναλωσαντα τα ὑπαρχοντα; σιτια δε και ποτα εκπληρωσαντα τα κενωθεντα.

Denn entgegengesetzte Wirkungen äußern Speise und körperliche Anstrengungen, die aber mit einander zum Zwecke der Gesundheit correspondiren, denn die körperlichen Uebungen verzehren das Ueberflüssige, die Speisen ersetzen aber das Abgängige. So drückt sich Hippokrates in seinem Werke De diaeta aus.

der Alten einen Hauptgrund suchen muß, warum sie so viel Geistes- und Leibeskraft äußerten. „Wir haben „nicht einmahl mehr einen deutlichen Begriff von „Leibesübungen, sagt Montesquieu, ein Mensch, der „sich darauf verlegt, scheint uns verächtlich zu seyn. „Nous n'avons plus une juste idée des exercices du corps; „un homme, qui s'y applique, nous paroit, meperisable." Aber es ist ein gelenkiger, geübter Körper für einen Studierenden gar nicht gleichgültig. Je schwächer der Körper ist, sagt Rousseau, desto mehr befiehlt er, je stärker er ist, desto leichter gehorcht er; alle sinnlichen Leidenschaften sind in einer schwächlichen Körpermaschine concentrirt; sie sind dort desto heftiger, weil sie minder leicht befriediget werden können. Plus le corps est foible, plus il commande, plus il est fort, plus il obeit. Toutes les passions sensuelles logent dans les corps effeminées; ils s'en irritent d'autant plus, qu'ils peuvent moins les satisfaire; eine sehr treffende Bemerkung. Und es gäbe so viele recht passende Leibesübungen, als Schwimmen, Wettrennen, Reiten, im Winter Schleifen mit Schlittschuhen, selbst Fechten, lauter Dinge, die man vormahls von einem wohlerzogenen Jünglinge forderte, die aber heut zu Tage eine weichliche Mode ganz aus dem Gesichtspuncte entrückt hat. Auch das Baden gehört unter die Rubrike der nützlichsten Leibesübungen, besonders wenn es mit dem Schwimmen verbunden ist. Wer kennt nicht die Vortheile eines zur schicklichen Zeit angewendeten Bades? Die mit Hautschmeer und andern Sedimenten der Ausdünstung verstopften Hautporen werden dadurch wieder eröffnet, die Ausdünstung kann freyer und ungehinderter wieder vor sich gehen, die Muskeln

werden gestärkt, indem das Wasser, besonders im kalten Zustande, die Muskelfasern rigider macht; auch wird ein großer Theil des Wassers von den Absorbtionsöffnungen unsers Körpers aufgenommen, und liefert bey seiner Zersetzung in die chymischen Bestandtheile jenen allbelebenden Lebensstoff, dessen wir keinen Augenblick im Leben entbehren können, das Oxygen. Leider ist aber auch das Baden mit vielen Schwierigkeiten, Inconvenienzen, Mißbräuchen und Unglücksscenen verbunden, so daß auch desselben in seinem ganzen Umfange der Studierende nicht genießen kann. Von den körperlichen Uebungen der Alten haben wir eben noch das schlechteste beybehalten, den Tanz, und gerade sind die jetzt am meisten üblichen Tänze noch die unzweckmäßigsten und fadesten. Diese können uns nun freylich die eigentlichen gymnastischen Uebungen nicht ersetzen, da sie, meiner Meinung nach, mehr Schaden als Nutzen haben. Sie werden nicht unter freyem Himmel, in eingeschlossenen Gebäuden gehalten, unter den schädlichen Ausdünstungen einer großen Menschenmenge. Ich wollte noch nichts von den ausdruckslosen Manieren einer albernen Galanterie beym Menuette sagen, wo man das Einförmige und Abgeschmackte nur zu bald satt hat, und der um nichts mehr körperliche Bewegung mit sich führt, als wenn ich ein paar Mahl im Zimmer auf und ab gehe. Mehr eifere ich gegen die zwecklosen, gesundheitswidrigen Drehungen des so genannten deutschen Tanzes. Die widrige Wirbelbewegung dieses Tanzes kann nie der Gesundheit zuträglich seyn, und der dabey auffliegende Staub, die große unverhältnißmäßige Erhitzung, und nur zu oft schnell darauf folgende

unvorsichtige Abkühlung, haben diesen Tanz zum Mörder von so manchem jungen Studierenden gemacht, der in ihm sein Vergnügen fand. Dann ist auch noch das Gefährliche bey diesen Gesellschaftstänzen, daß sie den jungen Mann in gewisse nähere Verhältnisse mit Individuen des andern Geschlechtes bringen; die Reitze, auf die er hier bey einer solchen Nähe aufmerksam wird, verbunden mit der gegenwärtigen Erhitzung und dem schnelleren Blutumlaufe, sind verführerisch für den Jüngling, und haben wohl schon manchen unglücklich gemacht. Der junge Mann soll seinem Geschlechte eigene und angemessene Leibesübungen haben, wovon das andere Geschlecht schon seiner schwächeren Natur nach ausgeschlossen seyn müßte. Das Billardspiel wäre wohl unter den gegenwärtigen im Schwung gehenden körperlichen Uebungen noch die zweckmäßigste; aber kaum getraue ich mich hierzu dem jungen Studierenden zu rathen, indem dieses Spiel auf einer andern Seite wieder so nachtheilige Folgen haben kann, weil es so leicht zur unglücklichen Leidenschaft wird. Wenn nun der Studierende jene körperlichen Uebungen nicht machen kann, so muß er doch wenigstens zum schwachen Ersatze für dieselben täglich einen sehr starken Spaziergang machen.

Dieß sind nun ungefähr diejenigen sieben Momente, die am meisten Einfluß auf die Gesundheit des jungen Studierenden haben.

Hier kann ich nicht umhin, auch zuletzt gleichsam in einem Anhange von einem sehr unzweckmäßigen Mißbrauche, der jetzt bey jungen Akademikern stark

eingerissen hat, etwas anzumerken. Es ist dieß das Tobackrauchen. So wie es bey andern Ständen nach und nach immer mehr Anhang gefunden, so hat es auch viele Akademiker durch seine Reitze verführt. Es entzieht dem Körper einen Saft, ich meine den Speichel, welcher zu edleren Zwecken als zum Auswurfe bestimmt ist, dadurch stört es das Verdauungsgeschäft, bey dem der Speichel eine so vorzügliche Rolle spielt, es verdirbt die Zähne, an welche der Rauch sich anlegt, und den Schmelz derselben zerstört. Im Gegentheile sind die Vortheile desselben für einen Studierenden sehr unwesentlich, und größten Theils nur eingebildet. Er thut also am Besten, sich desselben zu enthalten.

So hätte ich denn also meinen Versuch zu Ende gebracht. Ich könnte wohl manchmahl zu viel gefodert haben. Meiner Ueberzeugung nach nicht; denn ich denke nun ein Mahl so: es ist nicht genug, daß der Mensch für seine geistige Bildung sorge, er ist auch verpflichtet seinen Körper nicht zu vernachlässigen; er muß körperliche und geistige Bildung mit einander in Harmonie bringen, so viel als möglich den Einfluß schädlicher Potenzen auf ihn zu entfernen suchen. Dieß macht ihm ein eigener allgemeiner Trieb der thierischen Natur, und nebst dem auch seine Vernunft zur Pflicht; denn diese letztere sagt ihm, daß der Körper Organ der Seele sey, daß diese eben so wenig mit einem schwächlichen Körper, als ein Künstler mit einem gebrochenen Instrumente ausrichten könne, daß folglich gewöhnlich körperliche Krankheiten auch Stillstand oder Schwäche einiger oder aller

Seelenverrichtungen mit sich bringen, oder doch Ursachen genug in Begleitung führen, die im Stande sind Störungen der Geistesthätigkeit zu bewirken; sie sagt ihm ferner, daß jener Mensch einseitig handelt, der bloß den einen Bestandtheil seiner Wesenheit, die Seele, zu vervollkommnen sucht, den andern aber vernachlässiget, indem ein geübter, starker, gebildeter Körper vielfältig vortheilhaften Einfluß auf die Seelenthätigkeit äußert. Doppelt vernunftwidrig aber handelt derjenige junge Mensch, der nicht der Bildung seiner Seele zu Liebe, sondern anderer zufälliger Vergnügungen halber die Gesundheit des Körpers untergräbt, und so also beyde seine Bestandtheile, sein ganzes Ich zugleich dem Verderben Preis gibt. Dieß geschieht nun hauptsächlich durch Unmäßigkeit in Speise und Trank, und durch die Wollust.

Noch muß ich hier zu meiner Entschuldigung sagen, daß, wenn ich irgendwo zu weitläufig war, mich hierzu vorzüglich die vielen traurigen Erfahrungen von jungen Studierenden, die ich während meiner literarischen Laufbahn kennen gelernt, verleiteten. Ich sah da nur zu oft, wie viele durch Mangel fester Grundsätze, durch eine verkehrte Methode beym Studieren, durch eine verführerische Lectüre mißleitet den rechten Pfad verloren, und auf Irrwege geriethen, aus denen manche vielleicht nie wieder sich zurecht finden werden. Sehr gut wäre es daher für jeden jungen Studierenden, wenn er sich gleich beym Antritte seines akademischen Studiums eine Norm für seine Lebensart vorsteckte, mit dem strengen Vorsatze, nie von derselben abzuweichen. Da müßte er

aber auch schon Festigkeit des Geistes, und ein gegen jede Art von Verführung durch Grundsätze verwahrtes Herz besitzen, und dabey immer jene treffliche Vorschrift des biedern Juvenal im Auge haben.

Fortem posce animum — — — —
— — qui ferre queat quoscunque labores
Nesciat irasci, cupiat nihil et potiores
Herculis aerumnascredat saevosque labores;
Et *Venere* et *Coenis* et pluma *Sardanapali*.

Bemerkungen

über den

aufrechten Gang

des

Menschen.

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Ovidius.

Unter die auffallendsten Vorzüge, welche den Menschen vor allen übrigen Thieren auszeichnen, und schon seinem Aeußern nach über sie erheben, gehört unstreitig seine aufrechte Stellung. Kein Thier hat die Einrichtung in seinem Körperbaue, welche es dazu fähig machen könnte; dem ungeachtet haben manche Neuere dieses auffallende Prärogativ des Menschen nicht für wesentlich und angeboren, sondern nur für erworben und angewöhnt erklären wollen. Unter die eifrigsten Verfechter dieser Meinung gehört besonders der verdienstvolle Herr Professor Moskati, welcher in dem Baue des menschlichen Körpers Beweise finden wollte, daß die Natur den Menschen gleich den vierfüßigen Thieren zum vierfüßigen Gange bestimmt habe. Ich will hier nun die Gründe zusammen stellen, welche darthun, daß der Mensch von Natur aus zu der Stellung bestimmt sey, die wir aufrecht nennen.

Wenn ein Geschöpf eine aufrechte Stellung haben soll, müssen alle Theile seines Körpers eine gleiche und derselben angemessene Lage haben, es muß Muskeln haben, welche jede Schwankung seines Körpers verbessern können, der Schwerpunct muß innerhalb der Stützen seines Körpers gelegen seyn, die Platt-

füße müssen breit seyn, damit sie eine größere Oberfläche zur Berührung darbiethen, und sich an den Boden gleichsam anschmiegen und festhalten können. Alle diese Erfordernisse nun finden wir beym Menschen; seine Schenkelbeine haben einen weit längeren und schieferen Hals, als die der Thiere, dadurch stehen sie weiter aus einander, er kann sie also viel weiter von einander entfernen; durch diese Entfernung der Schenkelbeine von einander aber biethet er dem Körper eine größere Oberfläche dar, wozu auch das Auftreten auf der ganzen Ferse, welches nur sehr wenigen Thieren eigen ist, sehr viel beyträgt. Ueber dieß ist auch sein Plattfuß viel breiter und viel mehr ausgedehnt, als bey vielen Thieren, die ihn an Größe übertreffen, und ist überhaupt zum Auftreten viel vortheilhafter als bey allen übrigen Thieren gebaut, denn er ist ganz unbehaart, glatt und flach, wodurch das Gefühl sehr vermehrt ist, und der Mensch also jede Unebenheit des Bodens leicht wahrnehmen kann. Er hat ferner eine große Zehe, welche länger und stärker als die übrigen, nicht frey beweglich, also kein Daumen ist, der kürzer als die übrigen Finger, von denselben abgesondert, und nach allen Seiten frey beweglich seyn muß, wie ihn z. B. der Affe auch an seinen hintern Extremitäten hat; daß dieser sehr viel zum aufrechten Gange beyträgt, kann man daraus sehen, daß Menschen, welche durch irgend einen Zufall dieselbe verloren haben, zu hinken gezwungen sind. Die Muskeln zur Bewegung des Fußes sind bey dem Menschen weit stärker, als bey allen übrigen Thieren, welches man schon aus der ihm allein eigenen Wade, welche durch die stark fleischigen Streck-

muskeln des Fußes gemacht wird, abnehmen kann. Ueberhaupt sind die untern Extremitäten des Menschen, so wohl nach dem fleischigten Umfange, als nach dem Knochenbaue viel stärker gebaut, als die Hinterfüße gleich großer vierfüßiger Thiere. Durch diesen Bau der Füße ist auch der Schwerpunct, welcher zwischen dem Kreuzbeine und den Schaambeinen ist, hinlänglich unterstützt, die Basis, worauf er ruht, ist der Raum zwischen beyden Füßen, welcher nun nach Willkühr vergrößert oder verkleinert werden kann, um die Stellung mehr oder weniger fest zu machen. Aus allem diesem erhellet nun, daß die Füße dem Menschen eine hinlängliche Stütze zur aufrechten Stellung geben. Wenn wir ferner das Becken betrachten, um wie viel breiter und weiter ist es nicht beym Menschen, als bey jedem Thiere? Durch diese Breite und Weite gibt es dem Stamme, welcher sich auf dasselbe gleichsam stützt, eine viel größere Basis, und den Muskeln, die das Gleichgewicht des Körpers regieren, und die Schwankungen zu verhindern haben, mehr Befestigungspuncte; der Gang der Thiere wäre schon aus der Ursache auf den hintern Füßen so äußerst schwankend, weil ihr Becken so schmal und eng ist; das Becken dient also dem oberen Theile des menschlichen Körpers gleichsam zur ersten Stütze; nun könnte man aber glauben, daß dieser obere Theil durch seine eigenthümliche Schwere ein Uebergewicht nach vorne erhalte, allein das Becken ist an jeder Seite nicht unter dem Rückgrade, sondern mehr nach vorne in seinem Schwerpuncte durch die Schenkelknochen, welche sich gegen das Knie noch mehr vorwärts beugen, unterstützt. Die Vorderfüße sind ebenfalls sehr

nach vorne gestreckt. Durch diese beyden Verkehrungen kann die obere Hälfte des menschlichen Körpers unmöglich ein Uebergewicht erhalten, denn der Schwerpunct wird zwischen den hintern Theil der Plattfüße fallen, wo er am besten unterstützt ist. Richten wir nun unser Augenmerk auf die obern Extremitäten, und vergleichen diese mit den untern, so werden wir uns sehr leicht überzeugen, daß diese unmöglich bestimmt seyn können, als Stützen unsers Körpers zu dienen; denn sie hangen gleichsam nur durch eigene Knochen, nähmlich das Schulterblatt und Schlüsselbein, am Rumpfe, da hingegen die untern in den tiefen Pfannen des Beckens eingelenkt sind; wie stark und fest sind nicht die Bänder des Pfannengelenkes, und wie schwach und locker dagegen die des Schultergelenkes? Dann die breite Binde, welche die Muskeln des Schenkels umgibt, und deren vorzüglicher Nutzen ist, die Anstrengung der Muskeln, welche beym Stehen nöthig ist, zu unterstützen, fehlt dem Oberarme gänzlich. Wie schwach sind ferner nicht selbst die Knochen der obern Extremitäten gegen jene der untern gebaut? — Aus der innern Structur des Kopfes läßt sich gleichfalls ein kräftiger Beweis für die Bestimmung des Menschen zum aufrechten Gange herleiten: die hintere Hälfte des Kopfes ist unstreitig weit schwerer als die vordere, denn in der hinteren Hälfte befindet sich nicht nur das ganze kleine Gehirn, sondern auch der beträchtlichste Theil des großen, da sich hingegen in der vorderen Hälfte mehrere, theils leere, theils nur mit einer sehr leichten Haut oder Flüssigkeit ausgefüllte Höhlen befinden; von dieser Art sind die Mund- und Nasenhöhlen, die Schleim-

höhlen des Stirnbeins, so wie die des Oberkiefers, Sieb- und Keilbeins. Weil nun also der hintere Theil des Kopfes schwerer als der vordere ist, so müßte dieß beym vierfüßigen Gange den Kopf nothwendig ganz abwärts drücken; daher ist auch das große Hinterhauptloch in der unteren Gegend des Kopfes nicht in der Mitte, sondern mehr nach hinten zu, weil dort eine größere Last zu unterstützen ist. Die Wirbelbeine sind ferner beym Menschen flach, die Fortsätze derselben stehen frey und greifen nicht in einander, wie bey den meisten Thieren; der Kopf hätte also beym vierfüßigen Gange gar keine Stütze, die sein Abwärtssinken mäßigen könnte, da hingegen bey den Thieren das Ineinandergreifen der Wirbelbeinsfortsätze den Hals steifer macht, die Lage des Hinterhauptloches an der hintern Gegend des Kopfes denselben in seiner Richtung erhält. Einen gleichen Dienst leistet den Thieren auch das sehr starke Nackenband, welches im gemeinen Leben unter dem Nahmen Haarwachs bekannt ist, (bey Linnee Paxwax) und welches bey dem Menschen nur sehr schwach ist.

Wir haben nun die einzelnen Theile des menschlichen Körpers in Kurzem durchgegangen; aus der Beschaffenheit aller dieser erhellet: daß der Mensch zum aufrechten Gange bestimmt sey; er ist, wie Herder sagt, ανθρωπος, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Wollte man aber nach allem dem bisher Gesagten noch zweifeln, ob der aufrechte Gang für den Menschen Naturgesetz sey, so stelle man sich ihn ein-

mahl auf allen vier Extremitäten gehend vor, man wird hieraus leicht einsehen, daß dieß unmöglich die von der Natur für ihn bestimmte Stellung seyn kann; denn beym vierfüßigen Gange würde vermöge der Lage seines Hinterhauptsloches der Kopf eine solche Richtung erhalten, daß die Augen nach abwärts kämen, und er also nach vorwärts nur sehr schwer sehen könnte. Die vierfüßigen Thiere haben zu dem Behufe einen eigenen Muskel, den Aufhängmuskel des Augapfels (Suspensorium oculi), vermittelst welchem sie den Augapfel aufwärts erhalten; dieser Muskel ist nun bey dem Menschen nicht zugegen, woraus schon wieder erhellet, daß bey dem Menschen für den vierfüßigen Gang ganz und gar nicht gesorgt sey; bey dem Menschen steht nebst dem die Augenaxe beynahe senkrecht auf dem vertikalen Durchschnitte des Kopfes; denk ich mir nähmlich eine vertikale Fläche durch den Kopf gezogen, und zieh ich mir durch den Mittelpunct der Augenkugel eine gerade Linie, so fällt diese Linie auf jene vertikale Gesichtsfläche beym Menschen unter einem geraden, bey den Thieren aber unter einem schiefen Winkel ein; wenn nun der Mensch auf allen Vieren ginge, so würde diese Linie, welche man die Augenaxe nennt, gerade abwärts auf die Erde fallen; welche Richtung würde dann erst sein Mund erhalten? Vermöge der Länge der hintern Extremitäten würde ihm gleichfalls der vierfüßige Gang sehr viel Ungemach verursachen, besonders, da er das Knie nach vorne zu hat; die Bewegung würde daher wo nicht ein Hüpfen, doch ein sehr wackelnder Gang seyn. Wie wenig fest seine Stellung seyn würde, da er dann bloß auf der Spitze der Zehen auftreten könnte, sieht

ohnehin Jedermann leicht ein. Zudem häuft sich bey einer horizontalen Richtung des Kopfes das Blut so im Gehirne an, daß wir diese Lage nicht lange aushalten könnten, ohne üble Folgen für unsere Gesundheit befürchten zu müssen; und doch glaubt Herr Moskati, daß Verrücktheit und Schwäche des Kopfes von unserer aufrechten Stellung herrühren, da doch offenbar jener Zufluß des Geblütes zum Kopfe, der eine Folge des vierfüßigen Ganges seyn müßte, diese Krankheiten noch häufiger machen würde. Eine Stellung nun, in der ein Thier weder fest und bequem steht, noch sich wohl befindet, kann doch unmöglich desselben angeborne, natürliche Stellung seyn; über dieß lehret auch die Erfahrung, daß man auch im wildesten Zustande bisher noch keine Nation auf vier Extremitäten gehend gefunden hat. Wenn man auch Beyspiele von einzelnen Personen hat, die in ihrer frühesten Jugend unter die Gesellschaft von Thieren gerathen, und mit der übrigen Lebensart ihrer wilden Gesellschafter auch den vierfüßigen Gang angenommen haben, so war dieses bloß eine Folge des Nachahmungs- und Ernährungstriebes. Auch aus der Analogie könnte man noch einen Beweis für die aufrechte Stellung führen, denn alle jene Thiere, die in ihrem Baue mit dem Menschen mehrere Aehnlichkeit haben, können sich öfter und leichter zum Gehen auf zwey Füßen erheben, wie der Affe und der Bär, letzterer wird besonders durch seinen breitern Plattfuß und sein geräumigeres Becken hierzu geschickt gemacht. So sehr nun also der Bau des menschlichen Körpers dem aufrechten Gange entspricht, so wenig wäre der Körper der Thiere dazu geeignet, denn denken wir uns die-

selben in einer aufrechten Stellung, so wird der Mund nach oben, die Augen nach rückwärts gerichtet seyn; das Nackenband, welches bey vielen sehr beträchtlich ist, wäre dann ganz ohne Zweck; ohnehin macht sie schon ihr nach vorwärts gebogenes Knie zur aufrechten Stellung untauglich. Selbst die menschenähnlichsten Thiere, die Affen, sind des aufrechten Ganges nicht fähig, sie helfen sich im Gehen immer durch eine der vordern Extremitäten. Den Thieren ist also die aufrechte Stellung nicht natürlich, hingegen ist sie ein wesentlicher Unterscheidungscharakter des Menschen, ist ihm nicht nur angeboren, sondern auch vermöge seinem Körperbaue nothwendig. Sehr wahr sagt daher Mayer: „Nur diesem Herrn der Creaturen hob der Schöpfer das Haupt empor, damit er „das Gebieth seiner Herrschaft übersehen könnte, und „damit er dem Orte seines Ursprunges und seiner „dermahleinigen Bestimmung näher wäre."

Bemerkungen

über einige

Sätze der stoischen Weltweisen.

Es ist gewiß, und die Weisen aller Zeiten haben es gelehrt, daß ohne Tugend, das ist, ohne sittliches und rechtliches Verhalten der Mensch unmöglich dauerhaft glücklich und zufrieden seyn könne, und daß Heiterkeit, Frohsinn und stille Ruhe des Gemüthes nur der Antheil eines guten Menschen sey. Aber eben so wahr ist es auch, daß nicht diese Ruhe und Selbstzufriedenheit, die eine unzertrennliche Folge des Rechtverhaltens ist, die reine Triebfeder der Pflicht seyn dürfe; sondern hauptsächlich nur der Gedanke, weil es so recht, weil es so meiner Bestimmung gemäß ist.

Auch dieß sah man, und nur ein Epicur konnte das bloße Vergnügen zur höchsten und einzigen Triebfeder der Handlungen eines vernünftigen Wesens machen, weil er ein Weltsystem ohne Kopf, d. i. kein Weltsystem anerkannte. Denn was konnte auch seinen theoretischen Grundsätzen zu Folge der Mensch, ein Kind der Atomen, die sich plan- und absichtslos umfaßten, bis die lose Hand des Zufalls sie ergriff, und im bodenlosen Nichts des leeren unendlichen Raumes nach äonenlangen Fehlgeburten einen Ball formte, das Menschenkind genannt, mit dem sie so fort auch wie mit einem Balle spielte; was-

frage ich, konnte der Mensch dem zu Folge Besseres thun, als die Freude und das Vergnügen suchen, so lange er unterm Monde lebt, und dessen fähig ist? warum sollte er unter den Blumen, die sich ihm auf dem schmalen Pfade des Lebens, eines kleinen Punctes zwischen zwey leeren Ewigkeiten, zeigen, nicht die schönsten und besten pflücken? — Was sollte ihn hindern, das Weib seines Freundes zu entehren, wenn es unbelauscht und im Verborgenen geschehen könnte?

Man sieht leicht, daß mit diesen Ueberzeugungen weder Pflicht noch Recht bestehen könne, und daß sie, allgemein angenommen, die Menschenwelt nothwendiger Weise zerstören würden. Allein die weise Natur hat schon dafür gesorgt, daß die Menschheit nicht in diesem bodenlosen Sumpfe untersinke, und sogar im Epicur siegte sein besseres Selbst oft über die Speculationen seines Systems. Es bleibt also ewig wahr, daß die Tugend eine nothwendige Grundlage der wahren und dauerhaften Glückseligkeit jedes Individuums so wohl, als auch der ganzen Gattung sey. Allein damit nicht zufrieden gingen einige Weltweisen, und unter denselben vorzüglich die Stoiker, noch weiter, und stellten folgende Sätze auf: „der Mensch habe die Quelle seiner gesammten Glückseligkeit ganz in sich selbst, — die Tugend allein sey ein Gut, — und der Weise sey daher nur allein der Glückselige!"

Diese Behauptungen scheinen beym ersten An-

blicke allerdings sehr erhaben, sie tönen prachtvoll in den Ohren; es scheint gleichsam, als erhöben sie uns über alles Irdische und Vergängliche, und ertheilten uns eine Würde, in deren Besitze wir schlechthin Alles, was nicht wir selbst sind, zu entbehren vermögen. Aber es scheint auch nur so, denn beym Lichte der Vernunft betrachtet gleichen sie einer bunten Seifenblase, oder den wächsernen Flügeln des Ikarus, die die Sonne zerscholz, weil er zu hoch fliegen wollte.

„Der Mensch — sagen sie — habe die Quelle seiner Glückseligkeit ganz in sich selbst." Das ist wahrlich viel gesprochen, denn sollte dieß wahr seyn, so müßte er Gott selbst seyn. Denn nur ein Wesen, das die Quelle seines Seyns in sich selbst hat, kann auch nur sich selbst genügen, d. i. im Besitze einer aus sich selbst strömenden Seligkeit seyn. Aber wenn der Mensch, der nur zu sehr seine gänzliche Abhängigkeit von der Natur fühlt, ja fühlen muß, wenn er sich nicht selbst handgreifliche Dinge abläugnen will, wenn er, zu dessen Erhaltung alle Elemente der Natur immerfort geschäftig seyn müssen, die einzige Quelle seiner Glückseligkeit nur in sich selbst auffinden zu können wähnt; so führt er wahrlich etwas sehr Albernes im Sinne, und es gehört kein großer Scharfsinn dazu, um das Thörichte eines solchen Unterfangens einzusehen. Man nehme nur einmahl die niedern Bedürfnisse des Lebens, die doch am unentbehrlichsten sind, Kleidung, Nahrung, Aufenthalt: wer ist nicht elend, wenn ihm die Hand des Schicksals diese entzieht, er sey so tugendhaft als

er wolle, aber man lasse ihm auch diese, doch er werde von langwährenden Krankheiten und Leibesschmerzen geplagt, man nehme ihm über dieß, was ihm das Liebste und Wertheste ist; und ich wette, er wird unterlassen auszurufen: „o quam dulce!" denn dieß könnte höchstens ein Stoiker, aber nicht als Mensch, sondern als Stoiker seinem System zu Liebe, erzwungen thun; und wer sieht auch nicht die schwache Seite des Stoizism? Ja die Natur wollte nicht einmahl, daß der Mensch die Quelle seiner Glückseligkeit nur in sich selbst habe, indem sie ihn nicht zu einem isolirten, sondern zu einem geselligen Wesen bildete. Daß sie mit ihm diese Tendenz hatte, beweiset nicht nur der Bau seines Körpers, sondern auch einstimmig alle Anlagen seines Geistes, alle Triebe und Neigungen seines Gemüthes. Sie hat es im Allgemeinen nicht bloß auf seinen nothdürftigen Lebensunterhalt angelegt, sondern ihm sogar den Fingerzeig gegeben, daß sie noch über dieß für seine Bequemlichkeiten, für Freuden und Vergnügungen, also nicht nur für das Nützliche, sondern auch für das Angenehme und Schöne gesorgt habe. Sie selbst biethet uns demnach nicht nur zur Erhaltung, sondern auch zur Vervollkommnung und Verschönerung unsres Zustandes hülfreiche Hand, und es wäre also gegen unsre Bestimmung, und daher pflichtwidrig, diesem ihrem allgemeinen Rufe nicht zu folgen.

Auf eine gleiche Weise verhält es sich auch mit dem von der erst geprüften Behauptung nicht viel unterschiedenen Satze: „daß die Tugend allein ein

Gut sey." Der Begriff des Guten ist ein relativer Begriff, er findet nur in Beziehung auf empfindende und denkende Wesen Statt, nur für solche kann es Etwas Gutes geben.

Gut wird also dasjenige seyn, was ihrer Natur, was ihrem gemeinschaftlichen Interesse gemäß ist. Für ein interesseloses Wesen wäre eigentlich nichts gut. Wenn also ein vernünftiges Wesen Handlungen vollbringt, d. h. eine Wirksamkeit nach Vorstellungen äußert, die seiner und der übrigen vernünftigen Wesen Natur gemäß, zustimmend sind, so handelt es sittlich gut, tugendhaft, wenn es zugleich mit dieser Wirksamkeit die Gesinnung verbindet, daß es so recht ist, so seyn soll. Da nun in einem Systeme vernünftiger Wesen, in einer sittlichen Ordnung der Dinge die Pflicht oft etwas fordern kann, was meinem Privatwohle, meiner individuellen Glückseligkeit Abbruch thut, mit meinen Neigungen im Kampfe liegt, und es gar wohl möglich ist, daß der Tugendhafte in Fälle kommen kann, wo er sogar sein Leben dem Rufe der Pflicht zum Opfer weihen muß; wer ist es, der seinen Zustand noch glückselig nennen möchte? Wahr ist es, daß ein glücklicher Mensch, der allenthalben Gutes wirkt, den höchsten Gipfel irdischer Glückseligkeit erreichen muß; aber ist denn nur der Glückliche zu sittlich guten Handlungen verbunden? Sollte der, dem der Himmel äußere Glücksgüter versagt hat, nicht auf einem andern Wege seine Tugendgesinnung erproben können? Treffend sagt daher Schiller:

„Zwey sind der Pfade, auf welchen der Mensch zur Tugend hinan klimmt,
„Handelnd erreicht der Glückliche sie, der Leidende duldend!"

Also auch im Kampfe mit Leiden zeigt sich die Tugend, und sie ist da nicht minder göttlich! Aber wer möchte wohl den Kampf mit schweren Leiden ein Gut, und über dieß das Einzige nennen? Sie ist das Höchste, das Edelste, dessen die menschliche Natur fähig ist, und die ewig feste Grundlage des höchsten Gutes, aber darum ist sie für sinnlich vernünftige Wesen nicht das einzige Gut, obwohl alle übrigen Güter des Lebens erst durch sie ihren wahren Werth erhalten. Ihrer höchsten Vortrefflichkeit, ihrer göttlichen Würde unbeschadet macht sie allein den Menschen noch nicht glückselig, ist also auch nicht das Einzige, wonach des Menschen Herz sich sehnt. Auch wäre dieß eine abgeschmackte und sinnlose Forderung an sie, denn da müßte sie ja eine Wohlseyns- und Glückseligkeitskrämerinn seyn, und verlöre eben dadurch ihren Charakter als Tugend, indem sie sich in eine bloße Klugheitskrämerinn umwandelte. So bleibt es also ewig wahr, daß Tugend allein den Menschen noch nicht glückselig mache, obwohl sie die nothwendige Grundlage und ein unentbehrliches Bestandstück aller wahren und dauerhaften Glückseligkeit ist.

Noch gehört der Satz: „daß nur der Weise allein glückselig sey", auch unter diejenigen Uebertreibungen, deren sich manche Moralisten und Phi-

losophen, insbesondere die Stoiker schuldig gemacht haben.

Die Menschenwelt hat die Weisen von jeher nur sehr sparsam erzeugt, sie gleichen gewisser Maßen Führern, der sich die Natur dann zu bedienen pflegte, wenn die Menschen allmählig blind oder lahm zu werden Gefahr liefen. Und da hatten sie wahrlich meisten Theils ein sehr beschwerliches und mühevolles Geschäft, für ihre oft verkannten Bemühungen Undank, und zuweilen gar noch den Lohn mit dem Tode. Aber von diesen außerordentlichen Genien unter den Menschen abgesehen, warum sollte die Natur den Becher der Freude und der Glückseligkeit nur den Weisen, die doch auf jeden Fall den kleinern Theil der großen Summe unseres Geschlechtes ausmachen, zu leeren dargereicht haben? Da hätte sie für ihre übrigen Kinder gewiß sehr stiefmütterlich gesorgt! Doch Dank der Natur, daß sie in den meisten Fällen das Gegentheil von dem thut, was ihr oft die Launen eines gewissen Völkchens vorzuschreiben belieben. So auch in diesem Falle. Sie hat die Quelle der Glückseligkeit nicht in Abgründe vergraben, sie hat sie den Augen Aller unverhüllt dargelegt; ein gesunder Verstand, ein menschliches Herz, froher Genuß ihrer Gaben, Mäßigkeit in Allem, ein frohes Hoffen, — hier oder nirgends muß die Glückseligkeit zu finden seyn. Und dazu bedarf man nicht gelehrt, nicht vielerfahren zu seyn. Der Doctorshut und der Philosophentitel thun nichts zur Sache, und wie mancher Weise dürfte nicht ein fröhliches Kind beneiden, das im

Gefühle seines gegenwärtigen Glückes lebt und webt, und an einem unbedeutenden Insecte, an einem unscheinbaren Blümchen die reinste Wonne findet? Ja man kann ohne Gefahr sagen, daß je weiser der Mensch wird, das Maß seiner Glückseligkeit sich oft nothwendiger Weise vermindern müsse. Wie vieles ist nicht dem Weisen ein Dorn im Auge, und das mit Recht, worüber der bloß gute Mensch wegsieht, weil er es gar nicht gewahr wird. Denn gerade das große Zartgefühl des Weisen ist es, was ihn in vielen Fällen unvermeidlich unglücklich machen muß, weil sich sein Glück nur auf den sittlich guten und glücklichen Zustand Aller oder doch der größern Mehrheit gründet, und der Anblick fremden Elendes für ihn quälender ist, als jener seines eigenen. Aber dieß gereicht dem Weisen keineswegs zum Vorwurf, sondern zur Ehre, und alles bisher Gesagte müsse uns nicht abhalten, nach Weisheit zu streben. Ich wollte nur die Schiefheit des Satzes ins Licht stellen, „daß der Weise allein glücklich sey." Denn Sätze dieser Art hört man nicht selten, und zwar dergestalt ausgesprochen, als ob sie weit über alle Einwendungen und Zweifel erhaben wären.

Was ist also das Resultat der angeführten Bemerkungen, und wie beantworten sich die Fragen: „hat der Mensch die Quelle seiner Glückseligkeit in sich selbst, und verdient die Tugend nur allein den Nahmen eines Gutes?" Die richtige Antwort auf diese Fragen scheint mir folgende zu seyn: der Mensch hat die Quelle seiner vollendeten Glückseligkeit keineswegs in sich selbst, aber die Natur gab ihm Vernunft, da-

mit er den Werth der äußern Güter gehörig zu würdigen wisse, seinen Zustand allmählig vervollkommne und verschönere, und die Freuden des Lebens mit Maß genieße; eben so machte sie auch das rechtliche und sittliche Verhalten zur Bedingung einer fortwährenden allgemeinen und individuellen Glückseligkeit und Zufriedenheit, und die Tugend des Einzelnen wäre gewiß auch mit Glückseligkeit verknüpft, wenn nicht der böse Wille Anderer hier am öftersten ins Spiel träte. Wären alle Menschen tugendhaft, so wären auch alle glückselig, denn Einer stünde da für Alle, und Alle für Einen; etwa Krankheiten, zufällige Uebel, den Tod geliebter Freunde abgerechnet, was aber in Vergleich der Leiden Gutgesinnter von dem bösen oder harten (wenn gleich rechtlichen) Sinne Anderer in gar keinen Betracht gezogen werden dürfte. Ohne Mühseligkeiten kann nun einmahl des Menschen Leben nicht seyn, es gliche da einem Gemählde ohne Licht und Schatten, einer Speise ohne Geschmack und Reitz. Und was macht auch wohl den Werth eines Menschenlebens, als die mannigfaltige Abwechselung der verschiedenen Auftritte, die Erinnerung an vergangene Freuden, an männlich überstandene Mühseligkeiten, ein Blick in die Zukunft, die uns wieder darum interressant ist, weil wir über sie denken und phantasiren können, und unser Gedachtes und Phantasirtes uns jederzeit werth ist; es kostete uns ja Mühe, wenn gleich der Erfolg den Irthum aufdeckt, an dessen Gängelbande wir uns oft überselig wähnten! Wie warm wird nicht der Greis, wenn er im Schooße der Ruhe auf seine zurück gelegte Wanderschaft blickt, und dann dem

feurigen Jungen zuruft: „Sieh! das hab' ich ge„than, den Weg bin ich gegangen, diesen Kampf „hab' ich gekämpft, über diese Dornensträuche des „Lebens bin ich mit festem Schritte fortgeeilet, je„nen Klippen bin ich ausgewichen, und so kam ich wohl„behalten im Hafen an;" dann ermahnend hinzufügt: „So mußt Du es auch machen, wenn dein Kahn „nicht scheitern, oder von den Wellen verschlungen „werden soll, und du in den Hafen glücklich einzu„schiffen gedenkest!" — Ja wohl, das ist's, was dem Menschenleben Werth gibt; dagegen diejenigen, welchen zu viele Güter des Lebens zum Lose fallen, die von Sorgen und Mühe gar nichts wissen, gewöhnlich verzärtelt und übermüthig werden; so zwar, daß sie alle Freuden zuletzt selbst anekeln, und sie, wie jener berühmte Schach, dem Erfinder einer neuen Art von Wollust ein halbes Königreich anbiethen würden.

Aber im Gegentheile gibt es auch wieder manche Unglückliche, welche die Zentnerlast des Uebels unverschuldet auf ihren Rücken tragen müssen. Daß es solche oft bis an das Grab Elende gibt, ist außer Zweifel; warum sie aber sind — das mag ein Gott entscheiden! Doch grausam wäre es, wenn diesen nicht die unsichtbare Hand der allversorgenden Mutter in einem andern Leben ersetzte, was sie ihnen hiernieden von der Wiege bis an das Grab so ganz entzog. Indeß sind dieß doch immer nur Ausnahmen von der Regel, und alles wohl erwogen, dürfte die seit Menschenandenken erschallende Klage, „daß die Welt im Argen liege" mehr durch Immagina-

tion als durch reines Denken veranlaßt und verbreitet seyn. Doch, „senti, quod libet!" will ich jedem Leser zurufen.

Was ich aber zur Glückseligkeit eines Menschen im Allgemeinen erforderlich glaube, und meiner Ueberzeugung zu Folge das höchste Gut ausmacht, ist:

„Rechtlichkeit und Sittlichkeit im Verhalten, ein mäßiger Antheil äußerer Güter, um nicht nur sich und den Seinen das Nothdürftige, sondern auch anständige Bequemlichkeiten, und Vergnügungen verschaffen zu können, die Gabe allenthalben mit Maß zu genießen, und auch aus Kleinigkeiten Freuden zu schöpfen, ein Herz, empfänglich für jeden Eindruck, den Freundschaft und Liebe (die beyden Grundangeln aller Glückseligkeit) dem guten Menschen gewähren, wahre Bildung des Geistes, verbunden mit einer angemessenen Berufsthätigkeit, ein öfterer Aufenthalt im Schooße der Natur, endlich, so weit das Auge reicht, umschlossen von einem Kreise guter und glücklicher Menschen." —

Das scheinen mir so ziemlich die Elemente des höchsten menschlichen Gutes zu seyn, und wer in ihrem Besitze sich nicht selig fände, der müßte auf jedem Falle die reine Form der menschlichen Natur in sich entstellet haben. Wem aber das Glück die äußern Gaben allzu sparsam zutheilte, der muß sich schon mit einem geringern Grade von Glückseligkeit begnügen, und es ist auch gar kein Zweifel, daß es Menschen gab, gibt, und geben wird, die mit dem Wenigen, das sie sich mühevoll verdienen mußten, dennoch glück-

lich und zufrieden lebten, und dießfalls sogar von ihren wohlhabendern Mitbrüdern beneidet wurden.

Indessen sey das Gebeth des Sokrates unsere tägliche Bitte:

„Ihr guten Götter, gebt, daß unser Inneres schön, und unser Aeußeres demselben harmonisch sey!"

Ueber die

Nothwendigkeit des Studiums

der Psychologie

für angehende Aerzte.

Ueber die

Notwendigkeit des Studiums

der Pädagogik

für angehende Aerzte.

Ueberzeugt von dem großen Nutzen, den das gründliche Studium der empirischen Seelenlehre dem Arzte darbiethet, wage ich es den akademischen Jünglingen, die sich mit Fleiße den medicinischen Wissenschaften widmen wollen, auf eine faßliche und überzeugende Weise darzuthun, von welcher Wichtigkeit die Psychologie insbesondere für den angehenden Arzt ist, wenn er mit Eifer und glücklichem Erfolge in diesem so nutzbaren Felde des menschlichen Wissens arbeiten, und die Früchte seiner Bemühungen zum Besten der Menschen verwenden will.

* * *

Wenn man sich zurück denkt in jene finstere Zeiten, wo unsere Vorfahren Wollust darin fanden, sich aus den Schedeln erschlagener Feinde zu berauschen, in jene Zeiten, wo Aberglauben und Barbarey den eisernen Zepter hielten, wo menschenfeindliche Charlatanerie ihr Wesen trieb, und gedankenlose Marktschreyer mit dem Leben der Menschen spielten; in jene Zeiten, wo noch düstere Nebel die Wissenschaften umhüllten: so kann man einer Seits eben so wenig verkennen, daß Mangel an Philosophie und ihrer Grundfeste Psychologie größten Theils diese Uebel

nach sich zog; als man sich auf der andern Seite enthalten kann, jenen ehrwürdigen Männern aus vollem Herzen zu danken, welche uns dem Strome der Unwissenheit entrissen; und die Schätze der Natur, und die Eigenschaften und Fähigkeiten der menschlichen Seele aufgedeckt haben.

* * *

Es ist unverkennbar, und dringt sich dem Denker auch selbst bey einer flüchtigen Betrachtung des Menschen auf, in welcher genauen Verbindung und Wechselwirkung der sinnliche Theil seiner Natur mit dem übersinnlichen stehe. Mag auch kein beschränktes Wesen das unsichtbare Band zu erkennen im Stande seyn, daß diese beyde Naturen so innig umschlingt und verbindet, daß sie es aber sind, ist eine Thatsache, die keinem Zweifel unterliegt. Wenn es nun Pflicht des Arztes ist, den physischen Theil des Menschen, seine Eigenschaften und Bestandtheile, den ganzen Organismus und seine Gesetze, kurz das ganze animalische System unter allen möglichen Veränderungen und Zuständen, denen es durch die Einwirkung äußerer Potenzen unterworfen ist, zu erforschen und zu kennen, um das gestörte Gleichgewicht desselben wieder herzustellen, und in die vorige Ordnung zu bringen: so ist es gewiß auch höchst nothwendig, den andern Theil seines Wesens zu studieren, da es zuweilen Fälle gibt, wo er jenes nicht zu Stande bringen kann, ohne das unbekannte Princip der Thätigkeit zum Mindesten nach seinen empirischen Bestim-

mungen zu kennen, und die Gesetze jener harmonischen Wechselwirkung begriffen zu haben; indem oft durch moralische Ursachen das Körpergleichgewicht gestört, ja gänzlich destruirt werden kann, und in einem solchen Falle mit bloß physischen Mitteln sehr wenig gedient seyn würde. — Was würde der Arzt wohl in diesem Falle ohne Kenntniß der Psychologie beginnen?

Psychologie ist die systematisch geordnete Kenntniß der Aeußerungen der Seele, ihrer Gesetze, und der dabey zum Grunde liegenden Eigenschaften und Kräfte, in so fern sie durch Erfahrung erkennbar sind. Die Aeußerungen der Seelenkraft kündigen sich im Bewußtseyn, auf eine mannigfaltige Weise an, und erhalten nach Maßgabe ihrer Wirkungen verschiedene Benennungen. Die zwey Hauptäußerungen sind das Erkenntniß- und das Begehrungs-Vermögen, nebst ihren vielfältigen Zweigen und Unterabtheilungen.

Wenn gleich dem Menschen durch sein höheres Erkenntnißvermögen ein Rang zu Theil wurde, der ihn über empfindende Wesen aller Art erhebt, und ihn zum Gebiether der ganzen Natur macht; so ist es doch auch gewiß, daß die Thätigkeit und Ausbildung jenes Vermögens ihm nur in so fern wahre Vortheile bringt, als er die Gränzen eines angemessenen Gebrauches nicht überschreitet, und sich von falschen Scheinbegriffen und Irrthümern nicht hinreissen läßt. So beglückend also wahre Ausbildung ist, so vortheilhaften Einfluß sie auf beyde Bestandtheile seines Wesens äußert, so schädlich und nachtheilig muß

auch zu Folge der genauen Harmonie eine schiefe oder überspannte Thätigkeit auf seinen Organismus wirken. Die Grade dieses nachtheiligen Einflusses können nach Verschiedenheit der Umstände größer oder geringer seyn, indem z. B. die übermäßige Anstrengung der niedern Erkenntnißkräfte, als der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, der physischen Gesundheit des Menschen mehr Abbruch thun, als die Anstrengung der höheren. Auch kommt es bey der Seelen-Thätigkeit viel auf die zu schnelle Abwechselung, oder zu lange dauernde Einförmigkeit und Einseitigkeit ihrer Beschäftigung an. Das Organ des Denkens ist das Gehirn, das Denken ist für das Gehirn ein Reitz, jeder Reitz verursacht Anhäufung der Säfte, es entsteht ein widernatürlicher Druck auf die Nerven, daher entspringen nicht selten Krankheiten, wie man bey Gelehrten und Künstlern ziemlich häufig Schwindel, Schlaflosigkeit, Schlagflüsse, manchmahl sogar Wahnsinn bemerkt. Bey jeder Krankheit, glaube ich, muß man die Grundursache heben, und in diesen und andern Fällen, die ich noch anzeigen werde, wird der Arzt ohne Kenntniß der Psychologie die Ursachen der Krankheit nicht auffinden, und sie daher nicht heilen können.

Der Mensch aber ist nicht allein des Erkennens und Denkens fähig, er hat auch Gefühle der Lust und Unlust, er hat das Vermögen, das Gute zu begehren, und das Schädliche zu verabscheuen. Werden diese Gefühle so heftig, daß der Wille nicht mehr frey wirkt, und die Selbstthätigkeit der Vernunft gehemmt wird, so nennt man sie Leidenschaf-

ten. *) Auch diese wirken auf das Nervensystem wohlthätig oder schädlich; sie vermehren, oder vermindern die Anstrengungen und Aeußerungen der Lebenskraft, erregen oder unterdrücken die Bewegung der Säfte, befördern oder hemmen das Athmen, und alle übrigen Aussonderungen und Absonderungen. Durch sie wird nicht selten eine gänzliche Suspension der körperlichen und geistigen Verrichtungen des Menschen bewirkt, und ist diese sehr heftig und lange anhaltend; so folgt ein gänzlicher Stillstand der körperlichen Verrichtungen, oder der Tod. Dieß von Leidenschaften im Allgemeinen.

Man werfe einen Blick auf einige besondere Leidenschaften, und man wird den wohlthätigen Einfluß der Freude, Hoffnung, Liebe nicht verkennen. Freude z. B. wirkt sehr wohlthätig auf den Organismus, sie muntert die Bewegung des Blutes auf, befördert die Absonderungen, hilft der Ernährung nach. Es ist ja bekannt, wie heilsam dieser Affect bey chronischen Verstopfungskrankheiten wirkt, es ist bekannt, wie sehr Zufriedenheit und Vergnügen zur Verlängerung des Lebens beytragen.

Die unangenehmen Leidenschaften, und Affecte haben eine ganz entgegen gesetzte Wirkung. So lehrt die Erfahrung, daß der Zorn unwillkührliche Be-

---

*) Das Wort Leidenschaft wird hier in der weitesten Bedeutung genommen, folglich auch Affecte unter demselben begriffen.

wegungen der Muskeln, unordentliche Bewegung des Blutes, oft augenblickliche Veränderung und Verderbniß der abgesonderten Säfte, hauptsächlich des Speichels, Erbrechen u. dgl. zur Folge habe. Die Furcht bewirkt Schauder, kalte Schweiße, Zittern, und Herzklopfen. Bey jähem Schrecken wird der Kreislauf gehemmt, daher Erstickungsgefahr, der Puls wird schwach, es entstehen Stockungen des venösen Geblütes, Ausdehnung der Gefäße und Geschwülste, unwillkührlicher Stuhl- und Harngang. Bey Furchtsamen geht die Ernährung gewöhnlich schlecht von Statten, auch behauptet man, daß sie für ansteckende Krankheiten leichter empfänglich seyen. Die Traurigkeit hat nicht minder nachtheilige Folgen. Den Traurigen mangelt gewöhnlich der Schlaf, oder er ist doch unruhig, durch ermattende Träume unterbrochen, daraus entstehen häufige Krankheiten. Bey ihnen ist der Kreislauf und die davon abhängenden Absonderungen unordentlich, sie gähnen und seufzen oft, um dem Kreislauf nachzuhelfen, die Ausdünstung ist unterdrückt: sie leiden oft an Verstopfungen in den Eingeweiden, daher Mangel an Ernährung, Wassersuchten, Auszehrungen.

Durch diese wenigen angeführten Bemerkungen glaube ich den Einfluß der Wirksamkeit und Aeußerungsart des übersinnlichen Theiles unserer Natur, nähmlich der Seele, auf den physischen Theil, den Organismus, hinlänglich dargethan zu haben, um daraus die Folge ableiten zu können, daß dem angehenden Arzte eine gründliche Kenntniß der Psychologie eben so nothwendig und unentbehrlich ist,

als die Physiologie, und jeder andere Theil der medicinischen Wissenschaften überhaupt, wenn er sich über den Charakter eines Quacksalbers und bloßen Empirikers erheben, und einst ein brauchbares, würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden will.

Die großen und wichtigen Vortheile, welche dem Arzte das Studium der Psychologie dann auch noch für Welt- und Menschenkenntniß (deren er doch so sehr bedarf) gewähret, zu erörtern und anzuführen, liegt außer dem Plane dieser kurzen Abhandlung, die einzig die Aufmunterung zum Studium der empirischen Seelenlehre für angehende Aerzte zur Absicht hat.

Ueber die

Verdienste Carls des Großen

um die

Cultur seiner Staaten.

Wenn die Geschichte uns in jene Zeiten zurück führet, wo finstere Unwissenheit und thörichter Aberglaube den bleyernen Zepter über das Menschengeschlecht schwang, so wenden wir uns unwillig von den traurigen Scenen hinweg, die verjährte Irrthümer und Vorurtheile veranlaßten, wie angenehm werden wir hingegen überrascht, wenn in einem Zeitpuncte, wo Barbarey den Gipfel zu erreichen schien, wenn da ein Mann aufstehet, der voll der schönsten Thätigkeit, Nationen aus ihrem Schlummer wecket, welcher Jahrhunderte sie betäubte, der Nebelwolken zertheilt, die man für undurchdringlich hielt.

Dieses ungefähr mag jeder sich selbst sagen, der die Geschichte der Merovinger, welche von den unsinnigst grausamen Auftritten wimmelt, studiert hat, und nun zur Epoche der Carolinger, und vorzüglich Carls des Großen kommt. Und in der That Carl war einer der größten Regenten, die es gegeben hat. Seine ununterbrochen siegreiche sieben und vierzig jährige Regierung gründete ein Reich, dessen Gränzen vom Ebro bis an die Weichsel, und von der Nordsee bis an das südliche Italien reichten. Wer ihn in seiner kriegerischen Laufbahne verfolgen will, lese Eginharden.

Nachdem dieser die Feldzüge Carls in synchronistischer Ordnung erzählet hat, schließt er mit folgenden Worten: Haec sunt bella, quibus regnum, quod post patrem Pipinum magnum quidem et forte susceperat, ita nobiliter ampliavit, ut pene duplum illi adjecerit.

Noch bewunderungswürdiger erscheint uns sein Geist in Veranlassung derjenigen Revolution, welche wir in scientifischer Hinsicht um diese Zeit in seinem Reiche bemerken, und die ganz seinem Genie allein zuzuschreiben ist. Seine Bemühungen um die Cultur seiner Staaten und deren Beurtheilung sollen der Gegenstand gegenwärtiger Untersuchung seyn.

Carl scheint die früheren Jahre seiner Regierung nichts weniger als der Bildung und der Glückseligkeit seiner Unterthanen geweihet zu haben, aber sein Geist, der Jahrhunderten vorgesprungen war, mußte bald fühlen, auf welchen schwachen Stützen die Größe eines Mannes ruhe, welchen bloßer Drang nach glänzenden Thaten leitet. Deßwegen schenkte er die späteren Jahre mit großem Eifer der Staatsreform und der Bildung seiner Unterthanen. Und hierin that Carl, der gewiß noch immer ein großer Regent geblieben wäre, wenn er vier oder fünf Jahrhunderte später gelebt hätte, weit mehr, als man von ihm erwarten konnte, nur muß man, wenn man seine Verdienste hierüber richtig beurtheilen will, nicht vergessen, das Zeitalter, auf das er wirkte, aus dem gehörigen Gesichtspuncte zu fassen.

Carl zeigte eine persönliche Neigung für Künste und Wissenschaften. Mit Recht muß uns dieser Umstand auffallen, wenn wir bedenken, daß er sich nicht auf Erziehung und anderweitige Anleitungen gründet. Carl mußte sich selbst bilden, er mußte erst die Bahn brechen, da andere, welche die Bewunderung der Welt auf sich ziehen, im Grunde nur die Wege gehen, die andere gebahnt haben. Alles, was gelehrt hieß, wurde an seinem Hofe zugelassen und mit Freuden aufgenommen; dem Angelsachsen Alkum schenkte der große Monarch seine ungetheilte Freundschaft; Carl versammelte die besten Köpfe in seiner Residenz, und stiftete eine Art von gelehrter Gesellschaft, der er unter dem Nahmen David beywohnte, und welche Alkum unter dem Nahmen Flaccus dirigirte; noch spät lernte er schreiben, mit dem er jedoch nicht recht fortkommen wollte, er ließ zu verschiedenen Mahlen aus Rom und anderen Gegenden die geschicktesten Lehrer in der Grammatik, Rechenkunst und Musik kommen, und studierte mit ihnen; er selbst gab den Winden und Monathen deutsche Benennungen; vier Mahl reiste er nach Rom, um da, wie Schmid sich ausdrückt, seine wißbegierige Seele in dem Anschauen der Denkmähler der Kunst zu sättigen, die noch heut zu Tage unsere Bewunderung erregen. Bald mußte man die Folgen dieser wohlthätigen Neigung fühlen, und sie sind noch jetzt für uns erkennbar. Diplomatiker und Numismatiker nehmen seine Regierung als die Epoche einer Schrift- und Münzverbesserung an. Seine Kinder ließ er in allen freyen Künsten unterrichten: viel hat auch Carl für die

Baukunst gethan, er baute einen Tempel der Maria zu Aachen, errichtete eben da, und zu Ingelheim und Nymwegen prächtige Paläste, die mit den schönsten Marmor- und Mosivarbeiten geziert waren, welche er alle von Rom und Ravenna bringen ließ. Von der Basilica S. Genitricis Aquisgrani singt ein gleichzeitiger Dichter.

Scandit ad astra domus muris sacrata politis.

Er rüstete eine Flotte gegen die Normänner aus, und schlug eine Brücke 500 Schuh lang, denn so breit war damahls der Rhein bey Mainz, über diesen Fluß. Nur allein die Medicin scheinet er seines Schutzes unwerth geachtet zu haben; denn Eginhard sagt: plura arbitratu suo, quam medicorum consilio faciebat, quos pene exosos habebat, und fügt die kleinliche Ursache hinzu: quod ei in cibis assa quibus assuetus erat, dimittere, et elixis assuescere suadebant.

Die Verbreitung der christlichen Religion, die Carln so sehr am Herzen lag, war beynahe das vorzüglichste Mittel, dessen sich Carl bediente, um die Köpfe und Herzen seiner Unterthanen für seine weitern Anstalten empfänglich zu machen. Wenn überhaupt jedes nur etwas gebildete Religionssystem einen unverkennbaren wohlthätigen Einfluß auf seine Bekenner äußert, so gilt dieses gewiß von dem christlichen, welches die reinste Moral prediget. Carl machte die ausgebreitetsten Eroberungen, überall, wo er hinkam, wurde die christliche Religion, und mit ihr Empfänglichkeit für das Gute

und Schöne gepflanzt. Aller Orten ließ Carl Bißthümer und Klöster errichten. Das war Saat für die Zukunft, sagt Remer. Mit der christlichen Religion wurden die Anfangsgründe der Schreibekunst, dieses unentbehrlichen Hülfsmittels, in der Cultur vorzurücken, unter die Nationen gebracht, und wirklich muß man die Epoche der allmähligen Aufklärung der nordischen Völker von ihrer Bekehrung zum Christenthume datiren.

Karl sah sehr wohl ein, daß alle seine Bemühungen fruchtlos seyn würden, wenn er nicht durch Verbesserung des Unterrichtes für die Bildung künftiger Generationen sorgte. Er befahl daher durch ein Cirkularschreiben an die Bischöfe die eingegangenen Klosterschulen wieder aufzubauen, und in den Domstiften neue zu errichten, zu wiederhohlten Mahlen ließ er, wie ich schon bemerkt habe, Lehrer von Rom kommen, die Unterricht in der Grammatik, Rechenkunst und Musik geben sollten; durch den Longobarden Paul ließ er aus der Schrift und den alten Kirchenvätern Predigten auf jeden Sonn- und Festtag verfertigen, und gab an der Erziehung seiner Kinder ein Muster für alle Aeltern.

Wenn gleich Carls Eroberungssucht ihn auf der einen Seite hinderte, sein Augenmerk ungetheilt der Glückseligkeit seiner Völker zu widmen so trugen doch auf der andern Seite seine erstaunlichen Eroberungen viel bey, seinen Bemühungen um Cultur Extension zu verschaffen; ohne dieselben wäre

er vielleicht nie mit den Arabern in Berührung gekommen, welche damahls das cultivirteste Volk waren, der Ruf seiner Thaten verschaffte ihm die Bekanntschaft mit den Fürsten der ganzen Welt, er erwarb ihm, nach Eginhards Bericht, die Freundschaft mehrerer griechischer Kaiser, der Könige von Galatien und Asturien, von Schottland und Persien ꝛc. Was für Vortheile erhält dadurch ein Monarch, der um die Bildung seiner Unterthanen besorgt ist?

So viel von den Verdiensten Carls, doch kann man viele Ursachen auffinden, warum erstere die gewünschten Folgen nicht hatten.

Die Haupturſache hiervon mag wohl in dem Charakter der Nation liegen. Schmid sagt: was bey den Römern zu Juvenals Zeiten Brot und cirzensische Spiele waren, das waren bey den Deutschen um diese Zeit der Degen und der Stoßvogel. Ihre Hauptvergnügungen waren noch immer die Jagd, das Trinken und Possenspiel. Wenn es richtig ist, daß man von den herrschenden Vergnügungen eines Volkes auf den Grad seiner Cultur schließen könne, so darf man sich in der That von der Bildung der Deutschen keinen sonderlich hohen Begriff machen. Wenn, bemerkt Schmid, sogar Prinzessinnen des königlichen Hauses entführt, und gegen der Aeltern und Anverwandten Willen geheirathet wurden, wenn ein König seinen erstgebornen Sohn blendet, weil er nicht in dem geistlichen Stande bleiben will, den er nicht selbst gewählt, wenn Könige ihre eigenen Gemahlinnen vor der ganzen Nation öffentlich anklagen, und

die wahre oder vermeinte Schande ihres Hauses derselben vortragen, wenn endlich Carl der Große für nöthig erachtet, seinen Söhnen zu befehlen, daß sie ihre Enkel ohne gesetzmäßige Ursache und Untersuchung nicht umbringen, oder sie am Leibe verstümmeln, oder blenden, und zum geistlichen Stand zwingen sollen; so muß es noch freylich ziemlich roh bey der Nation ausgesehen haben.

Wie kann ein Volk, das beständig Kriege führt, und in den kurzen Zwischenräumen der Ruhe seine Zeit zwischen Jagen und Trinken theilt, an Künsten und Wissenschaften Vergnügen finden? Wenn ein gleichzeitiger Schriftsteller von den Oströmern, bey welchen sich doch die Trümmer der römischen Literatur befanden, sagen kann: hoc solo, id est romani nomine, quidquid ignobilitatis, quidquid timiditatis, quidquid avaritiae, quidquid luxuriae, quidquid mendacii, imo quidquid vitiorum est, comprehendunt; was müssen wir von den Franken denken, was können wir von den Deutschen erwarten, von welchen die meisten, z. B. Sachsen, Bayern, und die nördlichen Bewohner unsers heutigen Deutschlandes erst von Carl aus ihrem unabhängigen Zustande gerissen, und unter seine Oberherrschaft gebracht wurden?

Robertson bemerkte von diesem Zustande, die menschliche Gesellschaft befindet sich in ihrem verderbtesten Zustande in so einem Zeitraume, wenn man seine ursprüngliche Unabhängigkeit und Einfalt der Sitten verloren, und doch nicht den Grad von Ver-

feinerung erlangt hat, den ein Gefühl des Wohlstandes und das Schickliche als einen Rückhalt einführt, wodurch die Leidenschaften, die in grobe Laster stürzen, in Schranken gehalten werden.

Ueberdieß war die allgemeine Unwissenheit zu tief, als daß man nur Gefühl für Anstalten haben konnte, die auf Verbesserung des moralischen Zustandes abzweckten. Wenn man die Schriftsteller, die über die damahligen Zeiten schrieben, liest, so findet man auf jedem Blatte die auffallendsten Beweise hiervon. Alfred der Große von England beklagt sich, daß von der Humber bis an die Themse nicht ein einziger Priester wäre, der die Lithurgie in seiner Muttersprache verstände, oder die leichteste Stelle aus einem lateinischen Schriftsteller übersetzen könnte, von der Themse bis an die See wären die Geistlichen noch weit unwissender. Und doch sollen die Geistlichen die Volkslehrer seyn! Muß es uns nicht befremden, wenn der heilige Aegidius Bischof von Noyon zu seiner Heerde sagen durfte: Rettet eure Seelen von dem Untergange, da ihr die Macht dazu in den Händen habt, opfert dem Geistlichen und Kirchendiener Geschenke und Zehnten, so könnt ihr am Tage des Gerichtes vor dem ewigen Richter erscheinen und sagen: Gib uns o Herr! denn wir haben dir gegeben! Unter den Fragen, die den Personen, welche die Priesterweihe verlangten, vorgelegt wurden, war auch eine, ob sie die Evangelien und Episteln lesen, und den Sinn derselben wenigstens dem Buchstaben nach erklären könnten? Männer vom größten Ansehen, selbst solche, deren Beruf es

mit sich brachte, konnten nicht schreiben; daher leitet Robertson den jetzt gewöhnlichen Ausdruck unterzeichnen statt schreiben her, weil solche Personen statt der Unterschrift ein Zeichen machten. Doch wenn auch alle hätten schreiben können, so fehlte es doch an den übrigen Hülfsmitteln, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Die Seltenheit der Schreibmaterialien und Bücher war eben so groß, als die Seltenheit derjenigen, die zu schreiben verstanden. Man radirte alte Manuskripte aus, und vielleicht hat auf diese Art manches Buch des Livius und Tacitus seinen Untergang gefunden. Die Bücher waren außerordentlich selten. Ganz ansehnliche Klöster, erzählt Robertson, hatten nur ein Meßbuch. Lupus, Abt von Ferrieres bittet im Jahre 885 den Papst in einem Briefe um eine Copie des Cicero de Oratore, und der Institutiones Quintiliani. Denn, sagt er, ob wir gleich einige Stücke von diesen Werken haben, so ist doch in ganz Frankreich nicht eine vollständige Copie davon. Der Preis der Bücher war daher natürlich ungeheuer groß. Eine Gräfinn von Anjou gab für ein Exemplar von den Homilien Hamons Bischofs von Halberstadts 200 Schafe, 5 Malter Waizen, und eben so viel Reis und Hirse. Wenn jemand einer Kirche oder einem Kloster ein Buch schenkte, so wurde dieses für eine Gabe von solchem Werthe geachtet, daß er sie dem Altare pro remedio animae suae opferte, und dafür die Vergebung seiner Sünden erwartete.

Sehr richtig und schön bemerkt der vortreffliche Robertson: Carl der Große bemühte sich in Frank-

reich, und Alfred der Große in England die Finsterniß zu vertreiben, und gaben ihren Unterthanen einen kurzen Schimmer von Licht und Erkenntniß. Aber die Unwissenheit ihrer Zeit war zu mächtig für ihre Mühe und für ihre Einrichtungen. Die Nacht kam wieder zurück, und lagerte sich dicker und schwerer über Europa.

Eine weitere Ursache, daß Carls Bemühungen um die Cultur seiner Unterthanen den gewünschten Zweck nicht erreichten, mag in der damahligen Staatsverfassung liegen. Wenigstens haben scharfsinnige Männer genugsam bewiesen, daß das Feudalsystem allen Fortschritten in den Wissenschaften sehr hinderlich sey. Robertson sagt hierüber: Genießt der Mensch nicht des Schutzes einer regelmäßigen Regierung und der daraus fließenden Gewißheit einer persönlichen Sicherheit, so wird er niemahls Versuche wagen, in den Wissenschaften zuzunehmen, oder nach einer Verfeinerung des Geschmackes und der Sitten zu streben; zwar zielten alle Veränderungen, die Carl in der Regierungsform machte, auf Souveränität ab, er ließ die Herzoge eingehen, bestellte Grafen, welche ihre Gewalt mit den Bischöfen theilen mußten, schickte missos domini und nuncios camerae ab ꝛc. allein seine Nachfolger waren theils zu ohnmächtig, theils zu unfähig, den Geist seiner Anordnungen zu fassen, und das Feudalsystem mit allen seinen traurigen Folgen äußerte sich nur zu deutlich.

Gedanken
über
den Sellbstmord.

Wenn es Pflicht eines jeden Staatsbürgers ist, einreissenden Uebeln, die der Gesellschaft Verderben drohen, entgegen zu arbeiten, und wenn es bey solchen Bemühungen nicht auf die Quantität und Qualität der Kräfte, sondern auf die subjectiven Bestimmungsgründe des Thätigen selbst ankömmt; so verdient der Verfasser dieses Aufsatzes Entschuldigung, wenn er es wagt, seine Bemerkungen über den Selbstmord bekannt zu machen. Man wird hier wenig Neues finden; vielleicht ist schon oft das Nähmliche und zwar besser gesagt worden, aber doch glaubt der Verfasser, daß diese Bemerkungen am rechten Orte stehen, und schon darum nicht unterdrückt werden dürfen, weil sie in der Fülle der Ueberzeugung niedergeschrieben sind.

Die höchst traurige Erfahrung unserer Zeit zeigt uns nur zu deutlich, daß man bey weiten noch nicht von einer Wahrheit überzeugt sey, die doch einen entschiedenen Einfluß auf unser gegenwärtiges und künftiges Leben haben muß; der äußerst unbestimmte Satz: der Mensch ist Herr seines Schicksals, beruhet auf allzu scheinbaren und im Grunde nichtigen Stützen, als daß es nicht schon Bedürfniß geworden wäre, auf dem Wege der Belehrung Irr-

thümer zu bekämpfen, welche durch Mangel an Religion und Erziehung und durch eine einseitige Bildung, verbunden mit einem romantischen Hange nach dem Außerordentlichen, gezeugt worden sind. Ohne erst weitläufig die Ursachen anzugeben, warum heut zu Tage die Selbstmorde so häufig sind, ohne sich in eine gedehnte Anführung der Mittel einzulassen, die diesem Uebel abhelfen könnten, wird sich der Verfasser bemühen in Kürze darzuthun, daß der Selbstmord eine dem Tugend- und Rechtsgesetze entgegenstehende Handlung sey. Sollten durch gegenwärtige Abhandlung gründlichere Denker aufgefodert werden, über ebendenselben Gegenstand dem Zeitbedürfnisse entsprechendere Versuche zu liefern, so würde sich der Verfasser hinlänglich belohnt fühlen.

Jedes Thier, so bald es zu seiner natürlichen Vollkommenheit gelangt, fühlt mit einem heftigen Drange in sich den Trieb, sein Daseyn fortzusetzen, alle seine Handlungen concentriren sich auf den Gegenstand des Erhaltungstriebes, und dieser kündigt sich in den traurigsten Lagen immer am stärksten an; nur der Mensch, den seine Vernunft zum Ersten der Thiere adelt, nur er scheint oft diesen Trieb nicht zu kennen, nur er unternimmt freye Handlungen, die über kurz oder lang die Zerstörung seiner physischen Existenz nach sich ziehen. Sonderbar genug, gleich als ob ihm die Vernunft das Recht gäbe, den Zweck der Vernunft zu zerstören: denn worin kann wohl dieser bestehen, als in der möglichst vollkommenen Entwickelung und Ausbildung der Anlagen, die jeder Mensch im Keime mit sich bringt, kurz

in der Realisirung desjenigen, dessen Möglichkeit in ihm liegt? Ohne weiter über die Bestimmung des Menschen zu reden, muß man zugeben, daß das Leben mit ein Mittel seyn müsse, unsern Zweck zu erreichen, wäre es dieß nicht, so müßte natürlich folgen, daß uns das Leben zu Nichts wäre ertheilt worden; denn wir *sind* ja nur unsers Zweckes wegen da. Wer sich also das Leben nimmt, zerstört wenigstens mittelbar den Zweck der Vernunft, und auf diese Art allein macht uns die Vernunft fähig, den Zweck der Vernunft zu zerstören.

Selbstmord ist ein Phänomen, welches man vergebens in der thierischen Natur sucht; denn die Beyspiele von Thieren, die sich selbst tödten, sind zum Theil sehr zweifelhaft, zum Theil sehr selten. Nur der Mensch, das sinnlich vernünftige Wesen, wird manchmahl zum Selbstmörder. Auffallend ist es übrigens, daß die meisten ältern Philosophen den Selbstmord rechtfertigten, da doch manche derselben von der Unsterblichkeit der Seele und der Gottheit die reinsten Begriffe hatten. Ich will mich mit der Auseinandersetzung ihrer Meinungen nicht aufhalten, vielmehr, ohne Hinsicht auf ihre Gründe, darzuthun mich bemühen, erstens, daß der Selbstmord nicht nur eine *unmoralische*, sondern auch zweytens eine *widerrechtliche Handlung* sey.

Ist der Selbstmord nach dem Tugendgesetze zulässig?

Das Moralgesetz legt bekannter Maßen dem Men-

schen eine zweyfache Verpflichtung auf: Verehre deinen Schöpfer, verehre die Menschheit in dir und andern, oder was einerley ist: Vervollkommne dich, und mache dich deiner würdig. Die herrlichsten Anlagen und Gaben, die eines immerwährenden Wachsthumes fähig sind, stehen ihm dießfalls zu Gebothe, und halten ihm den Plan vor, den ihm der Schöpfer vorgezeichnet hat.

Verehre deinen Schöpfer, der dich zum Gebiether eines Theiles des Universums gemacht hat, und der dir die gegründetsten Aussichten eines bessern Loses nach diesem Leben eröffnet; dieß ist das erste Geboth, welches die Vernunft allen Menschen zuruft, und dessen Realität auch Menschen auf der untersten Culturstufe anerkennen. Wie kann man aber das Urwesen würdig verehren? Keine Verehrung kann ihm angenehmer seyn, als die, welche seine Geschöpfe durch die Erfüllung der Absichten beweisen, wegen derer sie da sind. Diese Absichten müssen, wie ich oben bewiesen habe, von der Art seyn, daß das Leben hierzu erfodert wird, denn wenn man dieselben auch ohne dieses Leben erreichen könnte, wozu wäre uns dann dasselbe gegeben? Nun raubt sich aber der Selbstmörder dieses Mittel, die Absicht seines Urhebers zu erfüllen; also setzt er schon ein Mahl die Religionspflichten außer Acht. Alle Selbstpflichten stützen sich auf die Pflicht, sein Leben zu erhalten, das Leben ist die Grundbedingung aller Pflichten, mit dem Verluste desselben wird uns die Erfüllung aller Pflichten unmöglich gemacht; auf diese Art handelt der Selbstmörder auch treulos an sich selbst. Nun

bleibt nichts mehr übrig, als zu beweisen, daß der Selbstmörder auch die Liebespflichten gegen andere, oder die so genannten unvollkommenen Pflichten verletze; denn die vollkommenen oder Zwangspflichten gehören nicht mehr in das Gebieth der Moral, und fallen daher in den zweyten Theil meiner Untersuchung. Der Mensch ist kein isolirtes Wesen, jeder Mensch hat einen Zustand, d. h. er befindet sich in gewissen Beziehungen mit andern Menschen, er ist von Natur entweder Sohn, Bruder, Vater, oder Herr u. s. w. In jedem Zustande legt ihm die Moral Verpflichtungen auf, und nur unter der Bedingung ihrer Erfüllung ward es ihm gestattet Mitglied dieser Gesellschaften zu seyn. Er genießt die Vortheile dieser Verbindungen, dafür soll er auch thätig zum Zwecke derselben mitwirken. Wenn er als Staatsbürger Schutz und Sicherheit der Rechte genießt, so fordert die Moral nicht allein von ihm, daß er keine Handlungen unternehme, wodurch diese Sicherheit gefährdet wird, sie legt ihm auch positive Handlungen zur Pflicht, durch welche der Staat, dessen Mitglied er ist, vervollkommnet, d. i. in einer sittlichen Ordnung erhalten wird. Es war eine Zeit, wo der Staat für ihn Alles that, unter seinem Schutze ward er geboren, erzogen, ihm dankt er seine Bildung: es kömmt aber auch eine Zeit, wo er Alles für ihn thun soll. Der Selbstmörder aber gleicht hierin einem Gaste, der, nachdem er seine physischen und moralischen Bedürfnisse befriedigt hat, sich wegschleicht, weil er nicht zahlen will. Die Moral kann nie Treulosigkeit in Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten billigen. Die Grundsätze einer

geläuterten Moral erklären demnach in jedem Falle den Selbstmord als eine unzulässige Handlung.

Ist der Selbstmord nach dem Rechtsgesetz zulässig?

Das Rechtsgesetz, dessen vollkommene Anwendung nur erst im Staate möglich ist, legt jedem Mitgliede dieser Verbindung die Pflicht auf, seine moralische Freyheit auf die Bedingung der allgemeinen Freyheit einzuschränken, oder sich äußerlich so zu betragen, daß auch Andere als moralische Wesen bestehen können. So sagt Kant und seine Anhänger, das Nähmliche nur mit andern Worten seine Vorgänger, und der Grundsatz: neminem laedas, wird in der nähmlichen Bedeutung in juridischen und theologischen Abhandlungen aufgenommen. In so fern demnach der Selbstmörder in die Rechte Anderer eingreift, in so fern handelt er widerrechtlich. Hier gibt es Scheingründe, womit man den Selbstmord entschuldigt. Man sagt: „Der Selbstmord ist an und für sich keine wi„derrechtliche Handlung, denn das Rechtsgesetz legt „uns nur die negative Verbindlichkeit auf, Andere in „ihren Rechten nicht zu stören; der Selbstmörder scha„det keinem Andern, nur sich selbst. Er sagt zu sich: „Ich will mir ein Leben nehmen, was mir und An„dern zur Last fällt, weit entfernt, daß ich in die „Rechte Anderer einzugreifen gedenke, will ich mich „sogar in die Unmöglichkeit versetzen, ihnen je scha„den zu können. So handelt auch der kluge Gärt„ner, er schneidet die unnützen Aeste weg, um den „ganzen Baum zu erhalten. Es ist bekannt, daß Men„schen, die ihre physische und moralische Natur ver-

„derben, und in diese Classe gehören Verschwender,
„Wollüstlinge u. dgl., im Staate von keinem Richter
„belangt werden, man sieht ihre Handlungsweise nicht
„als widerrechtlich an, vielmehr betrachtet eine gesun-
„de Politik sie als Mittel, wodurch der allgemeine
„Wohlstand vermehrt wird, denn nichts schadet einem
„Staate so sehr, als wenn der Nationalreichthum in
„den Händen weniger todt ruhet. Der wohlhabendste
„Staat müßte bald zu Grunde gehen, wenn er lauter
„karge Hausväter einschlösse, Handel, Kunstfleiß,
„Wissenschaften würden darnieder liegen, und somit
„alle Quellen des Wohlstandes und der Macht eines
„Staates verstopft seyn. Menschen also, die auf die
„elendeste Art Kopf und Herz verderben, und sich durch
„ihre Ausschweifungen ein frühes Grab bereiten, ha-
„ben die Rechtlichkeit ihrer Handlungen für sich, und
„sind diese nicht im eigentlichen Verstande Selbstmör-
„der? Sie sind wohl noch ärger als jene! Denn sie
„morden sich methodisch, nach allen Regeln der raffi-
„nirtesten Mordkunst, und schaden nicht allein sich
„selbst, sie morden auch andere durch ihr Beyspiel,
„ganze Familien schleppen ein Gift mit sich fort, was
„ihr erlauchter Ahnherr, angefeuert durch den Beyfall
„seiner Zeitgenossen, systematisch in ihren Busen ge-
„pflanzt hat. Und diese Ungeheuer handeln rechtlich,
„man muntert sie sogar in gewissen Verhältnissen auf,
„ihr Lob fließt nicht allein von dem Munde ihrer Clien-
„ten, auch Göttinn Fama lohnt sie mit Unsterblichkeit,
„denn ihr Nahme glänzt in den Annalen des Patrio-
„tismus. Nun betrachte man den eigentlichen Selbst-
„mörder. Er raubt sich auch das Leben, nur nicht so
„k u n s t m ä ß i g, sondern schnell im Anfalle seiner Lei-

„denschaften. Sein Geist wird plötzlich von einer Men-
„ge auf ihn eindringender widriger Vorstellungen so
„betäubt, daß die Vernunft die Herrschaft über die
„Maschine verliert; Phantasie wird das herrschende
„Vermögen, sie mahlet ihm undurchdringliche Finster-
„niß in der Zukunft vor; Gegenwart und Vergan-
„genheit entschwinden seinem Blicke; eine convulsivi-
„sche Kraft bemächtiget sich seines Körpers, mecha-
„nisch gerathen die Organe desselben in eine aufrühe-
„rerische Bewegung, deren Resultat das moralische
„Leiden des Unglücklichen endet. Da liegt er nun,
„er hat sich ein Leben genommen, das ihm zur Hölle
„ward, das er nur hätte mißbrauchen müssen, wenn
„er es hätte fortsetzen wollen." —

Dieß wären die Gründe, die der Selbstmörder für sich anführen könnte: sie sind in ihrer größten Stärke vorgetragen, und die Widerlegung ist doch leicht. Gegen den ersten Grund kann man Folgendes einwenden: Man kann den Menschen nicht von allen äußeren Verhältnissen abstrahiren, man kann ihn nicht als ein bloß selbstständiges isolirtes Wesen betrachten, wir leben nimmer im Naturstande, jeder Mensch ist Mitglied eines Staates, und hat als solches Verbindlichkeiten, von denen er sich nicht losbinden kann, und durch deren Nichterfüllung er schon in die Rechte Anderer eingreift. Beym Eintritte in Gesellschaften hat er gegen den Genuß verschiedener Vortheile auch Verschiedenes versprochen, nun befindet er sich aber wirklich im Besitze dieser Vortheile, er hat bisher Schutz und Sicherheit seiner Rechte genossen, er muß also auch das leisten, was er

versprochen hat, d. h. er muß thätig zum Endzweck der Gesellschaft mitwirken, deren Mitglied er ist. Ja, wird vielleicht jemand einwenden: er thut Verzicht auf die Vortheile, und dispensirt sich dadurch von der ihm obliegenden Verbindlichkeit, denn nur unter der Bedingung des Genusses gewisser Vortheile, hat er sich hierzu verbunden; zwar hat er bisher genossen, dagegen hat er auch durch diese Zeit zum Zwecke mitgewirkt, hört die Bedingung auf, so fällt auch das Bedingte weg. Ich widerlege diesen Einwurf so: Jede Gesellschaft wird durch einen zweyseitigen Vertrag errichtet, die Mitglieder versprechen sich einander Etwas zu leisten, gegenseitige Verträge können aber nur durch die Einwilligung beyder Contrahenten aufgehoben werden; nun kann niemand behaupten, daß die Gesellschaft den Selbstmörder entbinde. Für diejenigen, welchen dieses Argument etwa zu juristisch scheinen möchte, ist ein anderes in Bereitschaft: Jeder Mensch, der Mitglied einer Gesellschaft wird, muß sich den Zweck derselben zu seinem eigenen machen, er muß sich verbinden, denselben auf jede ihm nur mögliche Art zu befördern. Der Zweck bey der Verbindung zu einem Staate kann kein vorübergehender seyn, das Bedürfniß der Staaten dauert ewig fort; wenn demnach jemand in den Staatsverein tritt, so macht er sich verbindlich, den Zweck des Staates, so lang er lebt, zu befördern, denn aus der Staatsverbindung kann nicht jeder nach Gefallen wieder zurück treten, ihr Zweck ist ein fortwährender. Der Selbstmörder verletzt demnach die Rechtspflicht, die ihm das Staatsverband auferlegt, nähmlich den Zweck desselben, so lang es ihm möglich ist,

zu befördern; er handelt also widerrechtlich, und kann von der richterlichen Gewalt im Staate mit einer Strafe belegt werden. Wenn man sagt: der Verschwender, Wollüstling u. s. w. habe die Rechtlichkeit seiner Handlung für sich, so heißt dieß nur so viel, daß er vom Staate nicht als Verbrecher bestrafet werden könne, weil sein Verbrechen keine bestimmten Gränzen hat, nicht als individuelle Handlung erscheint. Es folgt keineswegs, daß der Staat Verschwendung und Wollust für rechtliche Handlungen anerkenne, so wenig als er den Selbstmord dafür anerkennt, sondern ihn vielmehr als einen einzelnen bestimmten Act so viel als möglich zu brandmarken sucht. Ferner ist es ein offenbarer Irrthum, was man von Verschwendern und Wollüstlingen sagt, vielmehr muß man über den Staat trauern, dessen Regierung solche Maximen ergreift, denn er ist seinem Verderben nahe, und die Geschichte lehrt uns, daß Nationen desto glücklicher waren, je mehr sie durch öffentliche Anstalten der Wollust und Verschwendung zu steuern suchten. Auch kann man den Selbstmörder darum nicht entschuldigen, weil er sich in einem leidenschaftlichen Zustande befindet, in welchem er seiner nicht mehr mächtig ist. Denn besteht nicht eben das Laster in der Tyranney der Leidenschaften, die sie über uns ausüben? Wozu ist uns die Vernunft gegeben, als die Leidenschaften in Schranken zu halten? Auf diese Art könnte man ja die größten Verbrechen entschuldigen.

Die Unzulässigkeit des Selbstmordes wird um so mehr einleuchten, wenn man beweiset, daß selbst der

Atheist, dem Gottheit, Unsterblichkeit leere Nahmen sind, nur aus Wahnsinn, oder von Leidenschaft hingerissen, kurz nur in einem unnatürlichen Zustande, sich sein Leben rauben könne. Der Atheist nehme das, was in ihm denkt und wirkt, für eine einfache oder zusammengesetzte Kraft an, so muß er immer zugestehen, es sey widersprechend, daß irgend eine Kraft ihrer Natur gemäß auf ihre eigene Zerstörung hinwirke. Der Wille des Menschen wird zu jedem Entschlusse durch einen zureichenden Grund bestimmt, und in Collisionsfällen kann er immer nur für die überwiegenden Gründe stimmen, das Uebergewicht mag nun wirklich in ihrem Gehalte, oder in der Intension der Darstellung liegen. Was für Vorstellungen können aber bey der Wahl zwischen Seyn und Nichtseyn collidiren? Von der einen Seite enthält die Vorstellung von Existenz unter allen Umständen noch Realität, vom Nichtseyn haben wir gar keinen Begriff, und können auch keinen haben; wer also den Entschluß faßt, sich das Leben zu nehmen, der zieht bey seiner Wahl etwas Negatives einer Realität vor, ist also ein Narr, oder ein niedriger Sclave seiner Leidenschaften. Man setze mir hier nicht Beyspiele von Menschen entgegen, die sich mit ruhiger Ueberlegung das Leben genommen haben sollen. Diese scheinbare Ruhe ist durch die gräßlichste Verzweiftung hervor gebracht. Nachdem sich so ein Mensch einmahl überzeugt zu haben glaubt, daß sein Zustand nichts mehr für ihn hoffen lasse, so mahlt ihm die von Leidenschaften vergiftete Phantasie seine Vernichtung als das einzige Mittel seiner Rettung vor. Dieses schreckliche Bild nimmt ihn ganz ein, und er ist

nicht mehr fähig zu bedenken, daß die Zeit seine Schmerzen lindern, Vernunft und Freundschaft ihm Trost darbiethen, und ein besseres Schicksal ihm wieder zulächeln werde. Sein im höchsten Grade der Leidenschaft gefaßter Entschluß läßt keine Prüfung mehr zu, und es erfolgt ein Zustand, der den Anstrich einer Gemüthsruhe trägt, an sich aber nur eine unterdrückte Wuth ist. Kömmt noch die Begierde hinzu, sich durch eine so schändliche Handlung bey der Nachwelt Bewunderung zu erwerben, so wird er um so eifriger Kaltsinn häucheln, um zu zeigen, wie weit er es in der Kunst gebracht habe, bloß seinen Leidenschaften zu fröhnen, und durch sie jeden Ausspruch der Vernunft zu übertäuben.

Der Selbstmord ist also eine unmoralische, widerrechtliche Handlung.

Eine Stelle aus Ammian Marcellin

über den

Zustand Roms

in dem vierten Jahrhunderte nach Christi Geburt.

Zu dieser Zeit verwaltete Orfitus die ewig dauernde Stadt mit dem Ansehen eines Statthalters, ein Mann, welcher mit unmäßigem Stolze der ihm übertragenen Würde sich brüstete, sonst zwar klug und in in den gerichtlichen Geschäften sehr bewandert, von dem Glanze schöner Kenntnisse aber weniger erleuchtet, als seinem Stande geziemte. Unter seiner Verwaltung entstanden bedenkliche Bewegungen wegen Abgang des Weines, auf dessen Genuß die Gierde des Pöbels gerichtet war, welcher daher gefährliche und häufige Unruhen erregte. Weil ich aber glaube, daß manche Ausländer, welche etwa diese Geschichte einmahl lesen mögen, sich darüber wundern könnten, warum wohl, wenn die Rede auf die Erzählung dessen ablenkt, was zu Rom vorfiel, nur von Aufständen, Gasthäusern, und ähnlichen Geringfügigkeiten gesprochen wird, so werde ich kurz die Ursachen angeben, ohne mit Absicht von der reinen Wahrheit abgehen zu wollen.

Zu jener Zeit, als das ewig dauernde Rom unter günstigen Vorbedeutungen sich zur Herrschaft der Welt zu erheben anfing, vereinigten sich Tugend und Glück, welche meistens uneinig sind, zu einem Bündnisse des ewigen Friedens, um desselben erhabenen Wachsthum zu befördern; wären nicht beyde verei-

nigt gewesen, so wäre Rom nie zu dieser großen Höhe gelangt. Sein Volk führte von seiner Kindheit an bis an das Ende des Knabenalters, während einem Zeitraume von beynahe drey hundert Jahren, nur an den Mauern der Stadt Krieg. Als es das Jünglingsalter angetreten hatte, setzte es nach mannigfaltigen Kriegsbeschwerden über die Alpen und das Meer; als Jüngling und Mann brachte es aus dem ganzen Gebiethe, das der ungeheure Erdkreis umgibt, Triumphlorbeern zurück, und nun, da es es sich dem Greisenalter nähert, und nur durch seinen Ruf zuweilen noch siegt, wählte es ein ruhiges Leben.

Daher hat die ehrwürdige Stadt, nachdem sie die stolzen Nacken unbändiger Völker gebeugt, und Gesetze gegeben hat, welche die Grundfesten und immer währenden Bewahrungsmittel der Freyheit sind, abgelebt und reich, sich gleichsam nur um Genuß mehr kümmernd, den Cäsarn, wie seinen Kindern, die angeerbten Rechte zur Leitung überlassen. Und wie wohl schon lange die Eintheilung in Zünfte nicht mehr gebräuchlich, die Centurien abgeschafft sind, und es keinen Wettstreit um Wahlstimmen mehr gibt, sondern die Ruhe der Zeit des Numa Pompilius wieder zurück gekehrt ist, so wird Rom doch noch durch alle Theile der Erde als Herrscherinn und Königinn anerkannt, und überall ist das Alter und ehrwürdige Ansehen der Väter und der Nahme des römischen Volkes berühmt und geachtet. Allein der prächtige Glanz der Versammlungen wird durch den ungereimten Leichtsinn einiger weniger verdunkelt, die nicht bedenken, woher sie entsprossen sind, sondern, als ob die Ausge-

lassenheit zugleich mit den Lastern zugenommen hätte, in Verirrungen und unsinniges Betragen verfielen. Denn wie der lyrische Dichter Simonides lehrt, muß derjenige, welcher vollkommen glücklich leben soll, vor allem ein berühmtes Vaterland haben. Einige von jenen Leuten glauben aber, daß sie durch Statuen der Nachwelt sich empfehlen können, streben mit Leidenschaft nach denselben, als ob sie aus erzenen empfindungslosen Bildnissen mehr Lohn zu erhalten hofften, als aus dem Bewußtseyn, tugendhaft und recht gehandelt zu haben; sie lassen dieselben auch mit Gold belegen, eine Ehre, welche zuerst dem Aeilius Glabrio erzeugt wurde, da er durch Klugheit und Tapferkeit den König Antiochus besiegt hatte. Wie schön es aber sey, dergleichen Dinge als geringfügig und kleinlich zu verachten, und, wie der ascräische Sänger (Pindar) sich ausdrückt, die weit schwierigere Bahn des wahren Ruhmes zu verfolgen, hat Cato der Censor gezeigt, welcher, als man ihn fragte, warum er allein unter den vielen angesehenen Männer keine Ehrensäule hätte, hierauf zur Antwort gab, „ich will lieber, daß die Guten zweifeln, warum ich noch keine verdient habe, als, was bedenklicher ist, daß sie grübeln, warum ich sie erhalten habe." Einige setzen ihre größte Ehre in ungewöhnlich hohe Kutschen, und übertriebenen Aufwand in Kleidung, sie schwitzen unter der Last von Mänteln, welche sie am Halse mit Gürteln schließen, und die wegen der besondern Feinheit des Gewebes sehr luftig sind; sie erwarten dann von dem häufigen Hin- und Herwallen, besonders zur linken Seite, daß die längern Gebräme und Unterkleider, in welche man-

nigfaltige Thiergestalten eingewebt sind, im hellen Lichte sich zeigen. Andere erheben mit ernster Miene, ohne daß man sie fragt, ihr väterliches Erbe ins Unendliche, und vervielfältigen die jährlichen Früchte ihrer vermuthlich verwilderten Ländereyen, welche sie vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne zu besitzen sich rühmen; sie wissen sicher nicht, daß ihre Vorfahren, welche die römische Größe gründeten, sich nicht durch Reichthümer, sondern durch die beschwerlichsten Kriege auszeichneten, und daß sie, ohne sich weder durch Ansehen und Lebensart, noch durch geringfügigen Aufwand in Kleidungsstücken von den gemeinen Soldaten zu unterscheiden, was sich ihnen immer entgegen stellte, durch Tapferkeit überwanden. Daher mußte jener Valerius Publicola von einer durch Sammlung zusammen gebrachten Summe begraben werden, und die dürftige Gemahlinn des Regulus wurde sammt ihren Kindern durch die Beyträge der Freunde ihres Mannes erhalten. Der Tochter des Scipio gab man aus dem öffentlichen Schatze ein Heirathsgut, indem die Patricier sich schämten, daß die Blüthe der erwachsenen Jungfrau während der Abwesenheit ihres dürftigen Vaters verwelken sollte. Nun aber, wenn du als ein ehrbarer Fremdling bey irgend einem reichen, und eben deßwegen hochmüthigen Römer, um deine Aufwartung zu machen, eintrittst, so nimmt man dich Anfangs, wie einen erwünschten Gast auf, und nachdem man dich um vieles befragt, und zum Lügen gezwungen hat, so wirst du dich verwundern, daß der vornehme Herr, welcher dich zum ersten Mahle sieht, auf einen gemeinen Mann so viel Rücksicht nimmt; es wird dich sogar gereuen, dieser ausgezeichneten Vorzüge wegen Rom

nicht schon vor einem Jahrzehend gesehen zu haben. Wenn du nun, durch diese Leutseligkeit eingenommen, den folgenden Tag wieder erscheinst, so wirst du als ein Unbekannter, und auf so was noch nicht gefaßter Fremdling in Verlegenheit gerathen, indem eben der, welcher den Tag zuvor dich aufmunterte, nun durch Fragen, woher du kommst, oder wer du seyst, noch länger seine Zweifel äußert. Hat man dich aber endlich erkannt, und zum Freunde angenommen, hast du dich Jahrelang dazu verstanden, Complimente zu machen, bist aber dann eben so lange wieder abwesend gewesen, so wirst du nach deiner Zurückkunft zu einem gleichen Schicksale verdammt seyn, und, ohne daß man dich fragt, wo du warst, oder ob du dich verreist hattest, wirst du dein ganzes Leben fruchtlos damit zubringen, einen Dummkopf zu belehren. Wenn aber die Zubereitung zu den periodischen, langen und verderblichen Gastmählern, oder die Austheilung feyerlicher Geschencke ihren Anfang nimmt, so wird mit ängstlicher Ueberlegung berathschlaget, ob man außer denen, welchen man ähnliche Verbindlichkeiten hat, auch einen Fremden einladen soll, und wenn nun nach reifem Ueberdenken dieses wirklich bewilliget wird, so wählt man einen solchen, der vor den Häusern der Wettrenner lauert, das Würfelspiel versteht, und sich das Ansehen gibt, gewisse Geheimnisse inne zu haben. Gebildete und vernünftige Menschen weisen sie als unglückliche und unnütze Geschöpfe von sich. Hierzu kommt noch, daß die Lakayen, welche das Geschäft des Einladens auf sich haben, und dieß oder jenes um baare Münze verkaufen, gemeine, unbekannte Leute bey den Gastmahlen einschieben.

Die Schlemmereyen bey den Tafeln und die verschiedenen Reitzmittel der Wollüste übergehe ich, um nicht weitläuftig zu werden, ich will vielmehr darauf kommen, daß einige durch die weiten Straßen der Stadt und über das umgekehrte Kieselpflaster ohne Furcht von Gefahr wegeilen, als wenn sie die zum Wettrennen bestimmten Pferde mit den dazu geeigneten Schuhen anspornten; Schaaren von Hausbedienten ziehen sie wie Räuberrotten hinter sich her, ohne auch nur den Sannio, wie sich der Lustspieldichter ausdrücket, zu Hause zurück zu lassen; mehrere Frauen ahmen dieß nach, und durchwandern mit verhüllten Häuptern in Sänften alle Winkel der Stadt. Gleichwie die erfahrnen Heerführer in Schlachten zuerst die dichten und tapfern Schaaren dem Feinde entgegen stellen, dann die leicht bewaffnete Mannschaft, nach diesen die Schläuderer, zuletzt die Reservsoldaten folgen lassen, welche nur im Nothfalle angreifen sollen; so zieht auch der ganze Schwarm unter der sorgfältigen Leitung der Vorgesetzten des müßigen Hausgesindes, welche sich durch Ruthen in der Rechten auszeichnen, wie auf ein gegebenes Commandowort, neben den Wagen einher; an diesen schließt sich das schwarze Küchengefolge und dann die übrige Dienerschaft, mit der sich der geschäftlose Pöbel aus der Nachbarschaft vereiniget. Den Zug schließt ein Haufe Verschnittener vom Greisen- bis zum Knabenalter herab, bleich und durch verzehrte Gesichtszüge entstellt; so daß jeder, der irgendwo die Horden dieser verstümmelten Menschen erblickt, das Andenken jener Königinn der Vorzeit Semiramis verwünscht, welche zuerst Männer in ihrer zarten Ju-

gend entmannte, und dadurch gleichsam der Natur Gewalt anthat, indem sie dieselbe, die schon bey der Entwickelung des Kindes die Wege zur Fortpflanzung durch die ursprünglichen Quellen des Samens, wie vermittelst eines stillschweigenden Gesetzes anzeigt, von der angetretnen Bahne verdrängte. Unter diesen Umständen sind die wenigen Häuser, in denen man vorher der ernsten Pflege der Wissenschaften sich weihte, mit Spielwerken erschlaffender Unthätigkeit angefüllt, und erschallen vom Gesange und luftigen Getöne der Saiten. Statt einem Philosophen ruft man einen Sänger, statt einem Redner einen Lehrer in Gaukelkünsten, und nachdem die Büchersäle, Grabstätten gleich, auf ewig versperrt sind, fabricirt man Wasserpfeifen, ungeheure den Kutschen ähnliche Lauten, blasende und andere wichtige Instrumente zu Possenspielen. Ja man ist schon zu einem solchen Grade von Nichtswürdigkeit gekommen, daß, als vor kurzem die Fremden wegen eines befürchteten Mangels von Lebensmitteln eiligst aus der Stadt geschafft wurden, das kleine Häuflein von Anhängern der Künste und Wissenschaften ohne den geringsten Verzug zum Fortziehen gezwungen wurde, die Comödianten aber, und jene, die sich indeß dafür ausgaben, ihren Aufenthalt nicht verändern durften, und 3000 Tänzerinnen sammt den Choristen und deren Directoren ungestört und ungehindert zurück blieben. Wo man immer die Augen hinwendet, kann man eine Menge von krausköpfichten Weibspersonen sehen, welche, wenn sie bey Zeiten geheirathet hätten, schon eine ganze Brut von Kindern haben könnten, die aber bis zum Ekel auf der Bühne hin und her hüpfen, und sich

in flüchtigen Kreisen drehen, wenn sie die unzähligen Figuren darstellen, welche in den Theaterzeichnungen vorgebildet sind. Es ist aber kein Zweifel, daß, als Rom noch der Aufenthalt aller Tugenden war, die meisten Vornehmen durch mannigfaltige Freundschaftsbezeigungen (wie die homerischen Lotophagen durch Annehmlichkeit der Beeren) gebildete Fremdlinge fesselten. Nun aber glauben einige hirnlose Windbeutel, nichts habe einen Werth, was außer dem Umfange der Stadt geboren wird, nur mit Ausnahme der Kinderlosen und Hagestolzen. Es ist kaum glaublich, mit welcher Dienstwilligkeit man zu Rom kinderlose Leute ehret. Weil ferner zu Rom, als in der Hauptstadt der Welt, schwere Krankheiten um so herrschender sind, Krankheiten, zu deren bloßer Palliativcur die ganze Macht der Arzneykunde nicht zureicht, so hat man das gedeihliche Hülfsmittel ausersonnen, daß Niemand seinen Freund, der an so einer Krankheit darnieder liegt, besuchen dürfe; und den unzureichenden Vorsichtsmaßregeln hat man ein anderes kräftiges Präservativ beygefügt, daß nähmlich die Diener, welche man zur Nachfrage abgeschickt hat, wie sich diejenigen, von denen man weiß, daß sie mit dieser Krankheit behaftet sind, befinden, nicht eher nach ihrer Zurückkunft in das Haus läßt, bis sie sich den Körper im Bade gereiniget haben. So fürchtet man die Ansteckung schon, wenn nur ein Dritter dem Kranken nahe gekommen ist. Allein so genau man auch dieses befolget, so reisen doch einige mit vom Podagra zur Hälfte gelähmten Gliedmaßen unverdrossen sogar bis nach Spoleto, wenn sie zu einer Hochzeit gebethen werden, wo man mit gehöhl-

ter Hand Geldgeschenke macht. So ist die Lebensweise der Vornehmen beschaffen. Von dem Pöbel aber, der untersten und ärmsten Classe, übernachten einige in Weinschenken; andere halten sich unter den ausgespannten Decken der Schauplätze auf, die zuerst Catullus als Aedil nach dem Muster campanischer Weichlichkeit aufrichten ließ; sie zanken sich entweder tüchtig beym Würfelspiele, und geben mit in sich gezogenem Athem durch ihre unreinlichen Nasen schnarrende Töne von sich, oder was die Hauptlieblingsbeschäftigung ist, sie lassen sich vom frühen Morgen bis Abends von Sonnenhitze oder Regen abmatten, um die Vorzüge und Fehler der Wagenlenker und der Rosse in den geringsten Kleinigkeiten zu bemerken; und es ist ein sonderbares Schauspiel, den unzähligen Haufen des Pöbels zu sehen, wie er von innerem Feuer beseelt mit pochendem Herzen nur auf den Ausgang der Wettspiele harrt. Diese und ähnliche Umstände lassen zu Rom keine denkwürdige oder auch nur ernste Unternehmung zur Reife kommen.

Cosmus,

erster Großherzog von Florenz,

ein

biographischer Versuch.

Wie viel Nutzen und Vergnügen es jedem gebildeten Menschen gewähren müsse, die Laufbahn merkwürdiger Männer der Vorzeit zu verfolgen, ist wohl sehr auffallend. Unter diesen nimmt Cosmus, der zweyte Herzog von Florenz dieses Nahmens, und erster Großherzog, einen nicht unbedeutenden Rang ein. Man mag auf die Beschaffenheit seines Charakters und Geistes, oder auf die ausgebreitete Wirksamkeit seiner Unternehmungen sehen, immer verdient seine Lebensgeschichte unsre Aufmerksamkeit. Sein Land war zwar von keinem sehr ausgedehnten Umfange, er beherrschte nur eine Provinz des mittlern Italiens; allein er wußte das durch sein Genie zu ersetzen, was ihm an der Größe seiner Macht mangelte, und so ist seine Regierung auch universalhistorisch wichtig geworden. Denn, um nur einen Beleg für diese Behauptung anzuführen, so ist es doch unläugbar, daß nur durch seine unwandelbare Anhänglichkeit zu dem deutschen Kaiser die Uebermacht Frankreichs in Italien verhindert wurde. Wenn wir daher in unsern neuern, zum Theil nicht sehr compendiösen, historischen Werken kaum den Nahmen und höchstens noch die Rangserhöhung dieses merkwürdigen Mannes berührt finden, so zeigt dieß, wie ich glaube, nur so viel, daß die historische Kritik

noch nicht über alle Gegenden der Geschichte das gehörige Licht verbreitet hat. Cosmus wurde 1519 wahrscheinlich zu Mugga geboren. Sein Vater war Johann von Medici, der durch Klugheit und Tapferkeit berühmt war. Seine Mutter war Maria, aus der ansehnlichen Familie Salviati, eine Frau, die sich nebst ihrer Geburt, auch durch Sittlichkeit auszeichnete. Cosmus hatte also das Glück, von Aeltern erzeugt zu seyn, die ihm eine für jene Zeit vortreffliche Erziehung zu geben im Stande waren. Allein er war kaum acht Jahre alt, als sein Vater bey Borgo Forte durch einen Flintenschuß verwundet wurde, und bald darauf zu Mantua in der Blüthe seiner Jahre starb. So unbekannt uns die Geschichte der Bildung unsres Cosmus ist, so läßt sich doch aus der Art, wie er sich benahm, als er in die Sphäre eines thätigen Lebens trat, leicht schließen, daß die Entwickelung seiner Fähigkeiten nicht vernachlässigt worden war. Er hatte ungefähr das achtzehnte Jahr erreicht, als der damahlige Herzog von Florenz, Alexander von Medici, von dem ihm zum Nachfolger bestimmten Lorenzo von Medici ermordet wurde. Cosmus war, noch bevor er die Nachricht von diesem Vorfalle erhalten hatte, mit einigen seiner Freunde von Mugello abgereist, um in Florenz zu ihrem Vergnügen einige Zeit zu verweilen. Als er nun bey seiner Ankunft in der Hauptstadt den Hof in Trauer fand, und den schrecklichen Vorfall hörte, so begab er sich sogleich zum Cardinal Cibo, welcher ebenfalls aus dem Hause Medici war, um bey ihm Trost zu suchen. Dieser war nach Alexanders Tode von den vorzüglichsten Bürgern erwählt worden, in der Zwischen-

zeit, bis zur Herstellung der alten Ordnung, die Verwaltung von Florenz zu besorgen, und zwar mit dem ganzen Ansehn des verstorbenen Herzogs. Der Cardinal nahm den Jüngling sehr freundlich auf, und machte ihn bald auf die Rolle aufmerksam, welche er nun übernehmen sollte. Denn Papst Clemens hatte von Carl V. für die Mediceer einen Freyheitsbrief erhalten, in welchem die Succession so bestimmt war, daß wenn Alexander keine rechtmäßigen ehelichen Kinder hinterließe, oder seine Linie ausstürbe, die Regierung an die nächste Seitenlinie fallen sollte. Gegenwärtig war nun der Fall eingetreten, daß Alexander der letzte Sprosse aus der Linie des alten Cosmus ohne Hinterlassung ehelicher Kinder verstorben war. Es mußte also die Herzogswürde auf die nächste Linie übergehen, in welcher Lorenzo der Mörder des letzten Herzogs die Majorennität für sich hatte. Allein dieser hatte sich nach verübter That zur Nachtzeit aus der Stadt geflüchtet, und sich auch der verübten Mordthat wegen der Regierung unwürdig gemacht. Nach ihm war Cosmus der älteste in dieser Linie, und also rechtmäßiger Nachfolger in der Regierung. Allein der Staat war nicht in der Lage, daß Cosmus so ganz ohne Hindernisse zur Herzogswürde gelangen konnte. Der verstorbene Regent, welcher die natürliche Tochter Carls des V., Margaretha, geehlichet hatte, herrschte, stolz auf diese Verwandtschaft, so willkührlich, daß in einem großen Theile der Florentiner das Freyheitsgefühl mächtig empor strebte. Ueber dieß fehlte es nicht an Nebenbuhlern, die auf die Regierung ebenfalls Ansprüche machen zu können glaubten, unter denen sich besonders

die reiche Familie Strozzi auszeichnete. Der Cardinal Cibo veranstaltete indeß eine Versammlung der vornehmsten Florentiner und Räthe, in welcher er den Vorschlag machte, die Regierung in diesem gefährlichen Zustande bey dem Hause Medici zu lassen. Einige glaubten aber, man sollte nicht einem einzigen ein so großes Ansehen einräumen, andere trugen auf eine Beschränkung des künftigen Regenten in Rücksicht der Erhebung und Verwendung der öffentlichen Einkünfte an. Doch siegte der Cardinal in der Hauptsache, und es ward die Berathschlagung einem Ausschusse von 12 Bürgern übertragen, die dem Cosmus als Oberhaupt von Florenz monathlich 1000 italienische Ducaten zusprachen. Cosmus wurde dann als Herr erkannt, und von den Mitgliedern des Raths als solcher begrüßt. Er übernahm die ihm angebothene Würde mit Standhaftigkeit, obschon seine Mutter, welche für die gefährliche Lage ihres Sohnes besorgt war, es ihm gänzlich mißrieth, wählte sich Räthe, und versah sich mit der seinem Stande und seiner Sicherheit angemessenen Dienerschaft und Wache. Bald aber wandte er seine Aufmerksamkeit auf wichtigere Gegenstände. Denn als er bemerkte, daß in allen Städten des florentinischen Gebieths der plötzliche Tod des Herzogs bedenkliche Bewegungen verursacht hatte, so ließ er an alle Vorsteher derselben eine schriftliche Erklärung senden, worin er ihnen vorstellte, daß nun die Ordnung hergestellt sey, daß die Verwaltung unter den bestehenden Obrigkeiten fortgesetzt werde, und keine Neuerung Statt finden sollte. Er rief viele durch den vorigen Herzog verwiesene Bürger, die schon öfters vergebens die Rück-

kehr versucht hatten, wieder ins Land, und setzte sie in ihren vorigen Rang und in ihr Eigenthum ein.

Ungeachtet dessen gab es doch viele ängstliche Menschen, die ihn seiner Jugend wegen der Regierung nicht gewachsen glaubten. In Pistoja und andern Städten erhoben sich Parteyen, und in Florenz selbst betrug sich Alexander Vitelli, welcher das Castell besetzt hielt, ziemlich zweydeutig. Ueber dieß kam von Rom die Nachricht, daß nächstens mehrere Cardinäle und die dort sich aufhaltenden Florentiner in die Stadt kommen wollten, um die Regierung zu organisiren, wovon sie den Filippo Strozzi schon benachrichtigt hatten. Dieser rüstete sich seit dem Tode des vorigen Herzogs, und suchte seine Parthey auf alle Art zu vergrößern. Doch war auch Cosmus nicht so ganz verlassen. Von Rom, Genua und Mayland kamen angesehene Männer nach Florenz, um die mediceäisch-kaiserliche Partey gegen die französischgesinnte der Strozzi zu bestärken, und dem Cosmus von Seite des Kaisers nachdrückliche Unterstützung zu versprechen. Cosmus schickte auch den Bernardo von Medici, Bischof zu Furli, eiligst nach Spanien, um den Kaiser um Hülfe zu bitten. Wirklich kam schon um diese Zeit das Schiff, auf welchem Carl V. nach Spanien gesegelt war, mit Truppen nach Genua zurück, welche der Kaiser für den Herzog Alexander wider die Cabalen seiner Nachbarn bestimmt hatte: allein auch die Cardinäle fanden sich ein, wie sie es versprochen hatten, und zwar der Cardinal Salviati, welcher ein Oheim des Cosmus war, sammt den Cardinälen Ridolfi und Gaddi. Anfangs setzte dieß

die Anhänger des Herzogs in Verlegenheit, sie faßten aber bald wieder Muth, als sie sahen, wie das gemeine Volk den jungen Herzog allenthalben mit Freudengeschrey verfolgte. Dieß klang den Cardinälen um so unangenehmer, da sie bemerkten, daß auch die vornehmsten Florentiner auf ihrer einmahl getroffenen Wahl mit Standhaftigkeit verharrten. Indeß suchten sie doch das Volk durch die Vorstellung ihrer wohlthätigen Absicht zu gewinnen, und Salviati machte endlich sogar den Versuch, den Cosmus zur freywilligen Abtretung seiner Würde zu bereden. In dieser Absicht kam er in dessen Pallast, hielt eine Rede an ihn, und suchte ihn zu überzeugen, wie rühmlich es wäre, dem Vaterlande die Freyheit zu geben, und so die Schande des medicäischen Hauses, welches dasselbe in Knechtschaft gebracht habe, wieder auszulöschen. Dieß sey um so rathsamer, da Cosmus von seinem Range nie werde Gebrauch machen können, indem Alexander Vitelli, welcher die festen Plätze besetzt hielt, nach seinem eigenen Willen handeln würde, oder doch zuletzt das durch Uneinigkeit zerrüttete Land eine sichere Beute der Spanier wäre. Dagegen erklärte sich Cosmus, daß er gern seine Würde niederlegen wollte, wenn er sich überzeugen könnte, daß dieß dem Vaterlande zum Besten gereiche. Er stellte ihm die daraus unvermeidlich entspringenden Verwirrungen vor, und wie mehrere schon bereit wären, sich die Oberherrschaft streitig zu machen, und sich nie herablassen würden, mit den übrigen Bürgern in einer Classe zu stehen. Er selbst habe die ihm übertragene Würde nicht gesucht, halte

es nun aber für seine Pflicht, seine Ehre und das Beste des Ganzen aufrecht zu erhalten.

Ungeachtet dieser mißlungenen Unternehmung gaben die Cardinäle doch nicht alle Hoffnung auf, und versammelten sich öfters in der Wohnung des Salviati, um über ihr Vorhaben zu berathschlagen. Vitelli beobachtete dieß, und beschloß diesen gefährlichen Zusammenkünften ein Ende zu machen. Er überraschte sie daher einst in Begleitung einer großen Anzahl Bewaffneter, welche das Haus umgaben, und erklärte ihnen ganz freundschaftlich, daß es besser wäre, wenn sie abreisten, indem ihr Aufenthalt ohne Nutzen, nicht aber ohne Verdacht wäre. Dieser unerwartete Vorschlag bewog sie zur schnellen Abreise. Sie begaben sich nach Bologna, wo Filippo Strozzi seine Truppen versammelte. Hier wurde beschlossen, eine Gesandtschaft nach Frankreich um schnelle Hülfe zu schicken, und dem Könige dafür die immerwährende Ergebenheit der Florentiner zuzusichern. In Florenz suchte man sich indeß in guten Vertheidigungsstand zu setzen, und besonders die Finanzen wieder herzustellen, welche Alexander sehr zerrüttet hinterlassen hatte. Doch war die Gefahr noch nicht so nahe, als man fürchtete, indem der Anführer der Gegenpartey, Filippo Strozzi, nach Frankreich ging, um unter dem Schutze der Katharina von Medici, der Schwiegertochter des Königs, mit welcher er durch Verwandtschaft und Zuneigung in nahen Verhältnissen stand, einen anständigen Posten im französischen Heere zu erhalten. Sein Sohn aber, Peter Strozzi, der in Bologna zurück geblieben war, wollte den

einmahl gefaßten Plan nicht aufgeben. Er sammelte sich einen neuen Anhang, und legte es ernstlich darauf an, den neu erwählten Herzog zu bekriegen; auch fand seine Partey, wie überhaupt alle Gegner des Cosmus, im Kirchenstaate die thätigste Unterstützung. Endlich erhielt Pietro Strozzi von seinem Vater, welcher wieder nach Venedig zurück gekehrt war, eine Summe Geldes, und fing nun sogleich seine Unternehmung an. Er belagerte aber zwey feste Plätze vergebens, und ein großer Theil seiner Anhänger, darüber mißmuthig, verließ ihn. Desto vergnügter war man darüber in der Hauptstadt, besonders, als zu eben der Zeit der Bischof von Furli aus Spanien die Nachricht brachte, daß der Kaiser die neue Herzogswahl mit Wohlgefallen vernommen habe, und für das Wohl des Staats sorgen wolle. In den übrigen Theilen des Herzogthums konnte aber die Parteysucht keineswegs unterdrückt werden, und selbst Leute von benachbarten Staaten benutzten diesen Geist der Zwietracht, um rauben und plündern zu können.

Der Kaiser schickte den spanischen Grafen Sifonte nach Florenz, um dem Cosmus alle dem vorigen Herzoge ertheilte Vorzüge zuzusichern, und die Bewohner zum Gehorsam aufzumuntern. Ueber dieß sollte dieser Gesandte den jungen Herzog über manche Gegenstände nach dem Willen des Kaisers leiten. Es kam auch ein Abgeordneter des wieder zurück gekehrten Filippo Strozzi und die Cardinäle Salviati und Ridolfi, welcher einen etwas gemäßigtern Vorschlag zur Aussöhnung an den Herzog überbrachte.

den man aber ebenfalls verwarf. Nun wurden auch diese drey Gegner mehr kriegerisch gesinnt, und vereinigten sich mit der Partey des Pietro Strozzi, wozu sie besonders durch die neuern Versprechungen des Königs von Frankreichs verleitet wurden. Baccio Valori und Filippo Strozzi sollten die Anführer seyn, und man sammelte zu Mirandola und Bologna viele Truppen. In Florenz blieb man eben so wenig müßig, sondern rief noch mehrere Spanier in die Stadt, und versah die wichtigsten Plätze mit Besatzungen. Die Gegenpartey rückte schon immer näher gegen die Hauptstadt. Allein Alexander Vitelli rieb zuerst das Truppencorps des Pietro Strozzi gänzlich auf, und der Anführer selbst entkam nur mit genauer Noth. Als dieser Schlag glücklich vorüber war, rückte er sogleich gegen die Bergfeste Monte murlo, wo sich Valori, Filippo Strozzi, und ihre meisten vornehmen Anhänger versammelt hatten, eroberte diesen Platz mit Sturm, und zog wie im Triumphe nach Florenz zurück. Diese glücklichen Ereignisse hatten besonders auf den großen Haufen den vortheilhaftesten Einfluß, denn das Volk war außer sich vor Freude, und huldigte dem jungen Herzoge von neuem. Allein der wichtigste Vortheil war, daß die angesehensten und fürchterlichsten Gegner des Herzogs durch die Eroberung von Monte murlo in Gefangenschaft gerathen waren. Sie wurden dem in der Hauptstadt bestehenden höchsten Gerichte übergeben, und von diesem, den einzigen Filippo Strozzi ausgenommen, welchen Vitelli in Hoffnung eines reichen Lösegeldes aufbewahrte, als Rebellen zum Tode verurtheilt.

Durch die glückliche Wendung der Angelegenheiten des Herzogs hatte auch das Ansehn des Kaisers Carl V. in Italien nicht wenig gewonnen, indem die Gegenpartey völlig französisch gesinnt war, und im Falle sie das Uebergewicht erhalten, sich und das Land unter französischen Schutz begeben hätte. Cosmus schickte nun eine Gesandtschaft zum Kaiser, um von ihm zu verlangen, daß ihm das noch immer von kaiserlichen Truppen besetzte Livorno überlassen und Filippo Strozzi ausgeliefert würde. Auch sollte wegen einer Heirath mit der verwitweten Herzoginn Margaritha unterhandelt werden. Von allem diesem wurde aber nichts erreicht, jedoch bewilligte Carl dem Cosmus alle Titel und Ehrenzeichen, welche der vorige Herzog geführt hatte. Es ist bemerkenswerth, daß Cosmus erst jetzt anfing, sich Herzog nennen zu lassen, und daß er diesen Titel vorher von Niemanden angenommen hatte. Bald mußte er sich wieder an den Kaiser wenden, und zwar, um die Entfernung eines Mannes zu bewirken, der ihm sonst so nützliche Dienste geleistet hatte, nähmlich des Alessandro Vitelli. Dieser wurde nun durch seine Habsucht und durch sein eigenmächtiges Betragen sehr gefährlich, und der Kaiser ernannte auch wirklich einen andern Commandanten. Von Piemont aus drohte jetzt ein Marchese de Quasto ganz Italien in Unordnung zu bringen, indem er einen förmlichen Krieg erregte, Eroberungen machte, und von Cosmus schon eine Summe Geldes verlangte. Mit ihm hatte sich Lorenzo von Medici, Mörder des vorigen Herzogs, verbunden, welcher schon am türkischen Hofe gewesen,

sogleich aber wieder herbey geeilt war, als er von den Unruhen in Florenz Nachricht erhielt. Florenz war in einer desto größern Gefahr, da auch die im Lande befindlichen spanischen Truppen tumultuirten. Zum Glücke wurde zu dieser Zeit zwischen dem Könige von Frankreich und dem Kaiser ein Waffenstillstand geschlossen, während dessen der Kaiser die Ruhe in Italien wieder herstellen konnte. Der Kaiser kam selbst nach Genua, wo ihm Cosmus seine schon einmahl vergebens gemachten Vorstellungen zum zweyten Mahle darbringen ließ. Doch wurde auch jetzt nichts ausgerichtet. Die verwitwete Tochter des Kaisers konnte er nicht zur Gattinn erhalten, weil der für seinen Nepoten Ottavio Farnese zu sehr besorgte Papst so thätig entgegen arbeitete; und die festen Plätze wollte Carl V. wahrscheinlich deßwegen nicht räumen, damit er den beleidigten Herzog dennoch in Pflicht erhalten, und zur Unterstützung der afrikanischen Expedition gleichsam zwingen könnte.

Was Cosmus an Ansehn und Macht nicht gewinnen konnte, suchte er durch das Glück seiner Unterthanen zu ersetzen. Er stellte an den Gerichtshöfen und politischen Stellen die verfallene Ordnung wieder her, ernannte einen Richter in Handlungsstreitigkeiten, und machte viele andere weise Anordnungen. Da die Gränzen immer noch von den geflüchteten Rebellen und Nachbarn beunruhigt wurden, so ließ er die Castelle in bessern Stand setzen, und suchte seinen Finanzen möglichst aufzuhelfen. Da Margaritha an Ottavio schon versprochen war, so zog sie von Florenz weg, wollte aber den Guilio, den

natürlichen Sohn ihres vorigen Gemahls mit sich nehmen. Dagegen protestirte Cosmus, indem er sehr wohl voraus sah, worauf dieß abgesehen war. Er übergab demselben vielmehr dem Cardinale Cibo zur standesmäßigen Erziehung, der ihn auch wie seinen Sohn liebte. Das Schicksal des Filippo Strozzi nahm jetzt eine unglückliche Wendung. Denn, ungeachtet aller Vorsprache der Minister, befahl der Kaiser dennoch, denselben an den Herzog auszuliefern *). Strozzi ermordete sich aber selbst im Gefängnisse.

Da der Herzog die Margaritha nicht zur Gattinn hatte erhalten können, so wählte er nun Leonoren, die Tochter des Pedro di Toledo, Vicekönigs von Neapel, zur Gemahlinn, wodurch er zugleich mit einem Manne in näheres Verhältniß kam, der in Italien großes Ansehen hatte, und beym Kaiser sehr beliebt war. Die junge Herzoginn schenkte ihm auch im Anfange des Jahrs 1540 einen Sohn, worüber Cosmus vorzüglich deßwegen sehr erfreut war, weil es nicht wenig zur Befestigung der Ruhe seiner Regierung beytrug, einen bestimmten Nachfolger zu haben. Der

*) Man hoffte auf wichtige Entdeckungen zu kommen, und wollte daher mit ihm noch ein strenges Verhör vornehmen. Allein Filippo Strozzi wartete nicht auf diesen Zeitpunct. Er hinterließ ein Schreiben an den Cardinal Cibo, in welchem er ihm Grausamkeit vorwarf, und sich erklärte, daß, da er im Leben seinen Freunden nicht mehr helfen könne, er ihnen am Ende desselben wenigstens nicht schaden wolle. Den Schluß machten die Worte der sterbenden Dido:

Exoriari aliquis nostris ex ossibus ultor.

Kaiser selbst schickte einen angesehnen Mann, um ihm Glück zu wünschen. Don Giovanni di Luna im Nahmen des Kaisers, und ein anderer im Nahmen der Königinn von Ungarn waren Taufpathen. Ich kann mich nicht enthalten, hier einige Verordnungen anzuführen, welche der Herzog in eben diesem Jahre zur Handhabung der Gerechtigkeit machte. Er befahl erstens, daß ein eines Mordes Angeklagter nicht wie bisher einen Vertheidiger haben sollte, sondern in Sicherheit gebracht sich selbst vertheidigen müsse. Ferner sollten allenthalben öffentliche Ankläger aufgestellt werden, damit kein Verbrechen ungestraft bleiben möchte. Die Richter aber erhielten die Verbindlichkeit, die Beweggründe eines jeden gefällten Urtheils schriftlich aufzusetzen, welche Beweggründe dann aller Wahrscheinlichkeit nach an jeden, der sie verlangte, oder an eine obere Stelle übergeben werden mußten. Gewiß sehr rühmliche Bemühungen eines jungen Fürsten, die Gerechtigkeitspflege zu befördern.

Carl V. kam nun wieder nach Genua, wo ihn dieses Mahl Cosmus persönlich besuchte. Der Kaiser nahm ihn sehr freundschaftlich auf, lobte ihn seiner klugen Verwaltung wegen, gab ihm den Auftrag über Piombino und Siena zu wachen, und versprach ihm endlich, die von seinen Truppen besetzten Festungen einzuräumen, wenn er von Algier zurück gekommen seyn würde. Cosmus unterstützte den Kaiser (1541—42) thätig in seiner Unternehmung auf Algier, welche aber, wie bekannt, sehr unglücklich ausfiel, und war etliche Jahre hauptsächlich damit be-

schäftigt, die Küsten Italiens vor den Anfällen der Türken zu verwahren, wozu er die wirksamsten und zweckmäßigsten Anstalten traf. Im folgenden Jahre, nähmlich 1543, erhielt er endlich vom Kaiser gegen eine Summe von 150000 Scudi die Festungen seines Landes zurück. Dieß war für den Herzog von größter Wichtigkeit, indem er dadurch so wohl im Lande, als außer demselben größeres Ansehen erhielt, nicht mehr von den stolzen und unruhigen Spaniern abhieng, sondern frey und unabhängig als Landesherr handeln konnte. Das nähmliche Jahr wurde Cosmus von einem Fieber befallen, das seine Thätigkeit auf einige Zeit lähmte. So bald er wieder hergestellt war, gaben ihm die Türken sehr viel zu schaffen: denn ihre Flotten streiften an den Küsten von Italien, und wenn Cosmus wirklich die Küsten seines Landes gedeckt hatte, so blieb doch das ungeschützte Gebieth von Piombino jedem Anfalle ausgesetzt. Da nun dieß für ganz Italien gefährlich werden konnte, so deckte Cosmus auch dieses Land, und als die Türken bey Orbitello wirklich eine bedenkliche Landung unternahmen, so wurden sie von seinen Truppen mit beträchtlichem Verluste wieder in ihre Schiffe zurück gejagt. Es ist kaum begreiflich, welche Quellen Cosmus haben mußte, um den Aufwand zu bestreiten, den seine Unternehmungen nothwendig machten. Denn nebst dem unterstützte er Carln V. in seinen italiänischen Kriegen mit Truppen und Geld. 1546 streckte er demselben wieder eine Summe von 150000 italiänischen Ducaten vor, für welche ihm aber der Kaiser Piombino einzuräumen versprach, so wie er ihm auch kurz zuvor, um ihm seine Achtung zu bezeigen, den Ore-

den des goldnen Vließes überschickt hatte. Carl V. soll, wie Adriani erzählt, so großes Vertrauen auf den Herzog gesetzt haben, daß, als er die zu dieser Zeit vorgefallene gefährliche Verschwörung des Fiesco erfuhr, er sich verlauten ließ: Er vertraue auf Gott und die schnelle und getreue Hülfe des Herzogs von Florenz.

Cosmus hatte sich schon lange wegen dem Herzogthume Piombino am kaiserlichen Hofe verwendet, und nun erhielt er es (1547) wirklich. Dieß war ihm theils wegen der Sicherheit seines eigenen Landes äußerst wichtig, theils auch darum, weil die dort regierende Familie mit dem Hause Salviati in engster Verbindung stand, und ihm daher eine solche Nachbarschaft sehr unangenehm war. Allein er hatte sein Ziel nur erreicht, um es bald wieder zu verlieren; denn als der minderjährige Appiano selbst zum Kaiser ging, und ihn um Einsetzung in das von seinem Vater hinterlassene Land anflehte, ferner auch die Genueser, auf den toskanischen Handel eifersüchtig, alles in Bewegung setzten, und selbst des Kaisers Beichtvater keiner Vorstellung sparte, so mußte Cosmus schon das folgende Jahr seine neue Erwerbung wieder verlassen, und der Kaiser vertröstete ihn auf einen günstigern Zeitpunct. Indeß hatte er die Insel Elba gegen alle Bemühungen der Genueser zurück behalten, und befestigte Porto Ferrajo immer mehr, erbaute sogar eine ganz neue Stadt, welche er von dem Hafen und Castelle ebenfalls Ferrajo

nannte, die auch von ihm den Nahmen Cosmopolis führt.

Der Tod Pauls des III. gab seiner Aufmerksamkeit wieder eine andere Richtung. Cosmus verwendete sich nähmlich für den Cardinal di Monte, welcher ein geborner Toskaner und ein florentinischer Vasall war. Als derselbe unter dem Nahmen Julius III. wirklich die Papstwürde erhielt, und seine sonst unansehnliche Familie empor zu heben suchte, so gab der Herzog dem Bruder des Papstes das Gebieth von San Sevino unter dem Titel einer Grafschaft zu Lehen. Da in eben diesem Jahre zu Rom das fünfundzwanzigjährige Jubiläum gefeyert wurde, so strömten aus allen Ländern Fremde dahin. Dieß erregte zuerst in Rom einen schrecklichen Mangel an Nahrungsmitteln, und nur der Vicekönig von Neapel und der Herzog von Toscana wendeten durch ihre Zufuhr eine wirkliche Hungersnoth ab. Bald wurde aber der Mangel in ganz Italien allgemein, und wiewohl Cosmus für sein Land die besten Anstalten getroffen hatte, so konnte er doch die zunehmende Theuerung der Lebensmittel nicht verhindern. Dadurch wurden nun sehr viele seiner Unterthanen auf dem Lande in die Unmöglichkeit versetzt, sich und ihre Familie zu ernähren. Ganze Haufen von Dürftigen suchten in der Hauptstadt Hülfe, und Kinder entliefen ihren Aeltern, um in Florenz ihren Hunger zu stillen. Cosmus ließ daher mehrere Monathe hindurch in jeder Abtheilung der Stadt an viele tausend Menschen Brot austheilen, und es wurde auch ein eige-

nes Versorgungshaus errichtet. So zeigte sich der Herzog als ein wahrer Vater seiner Unterthanen. Durch seine kluge Staatsverwaltung und weise Politik vermehrte sich sein Ansehn immer mehr. Der französische Hof suchte ihn auf alle Art zu gewinnen, und von seiner Anhänglichkeit an den Kaiser abzubringen. Man stellte ihm vor, wie ungerecht man ihm Giombino wieder entzogen habe, und daß die Kaiserlichen bloß deßwegen Siena so sehr befestigten, um, wie sich der Commandant dieser Stadt ausgedruckt habe, Toskana in Zaum zu halten. Wirklich setzte ihn um diese Zeit ein Fall dem Verdachte aus, als ob er mit Frankreich schon in nähern Verhältnissen stünde. Der König von Frankreich hatte nähmlich zwey Galeeren ausgerüstet, auf denen er dem Ottavio Farnese französische Officiere zur Vertheidigung von Parma wider den Papst zu Hülfe schickte. Diese Schiffe strandeten an der toskanischen Küste, doch wurden die darauf befindlichen Franzosen gerettet. Wiewohl sie nun Feinde des Papstes waren, so ließ er sie doch in Freyheit setzen, ihnen das gerettete Eigenthum zurück stellen, und gab ihnen noch Bedeckung auf die Reise mit. Die Galeeren aber ließ er, nachdem sie zu Livorno ausgebessert waren, frey nach Marseille zurück führen. Dieses Benehmen war aber nichts weniger als eine Folge seiner Verbindung mit Frankreich, sondern bloß das Betragen eines großmüthigen Fürstengegen Unglückliche. Denn bald darauf trat er in dem wegen Parma entstandenen Kriege wieder als Frankreichs Gegner auf.

Das folgende Jahr (1552) erhielt er Piombins

zurück, indem der Besitzer selbst einwilligte, und der Kaiser von ihm so wohl Geldhülfe, als auch Beystand gegen die unruhigen Sienenser nöthig hatte. Denn öfters hatte Cosmus die kaiserlichen Minister auf die gefährliche Lage von Siena aufmerksam gemacht; allein man war mißtrauisch gegen ihn, und selbst jetzt, da die Gährung in Siena sehr drohend war, wollte der kaiserliche Minister Mendoza nicht, daß die Hülfstruppen des Herzogs nach Siena selbst geführt werden sollten, sondern sie mußten in dem benachbarten Orte Staggia bleiben. So beleidigend dieses Betragen gegen den Herzog war, so schickte er dennoch 6000 Mann dahin ab. Allein die Unruhen in Siena selbst hatten indeß ungehinderten Fortgang. Denn die kaiserliche Besatzung war zu schwach, und wurde daher von den Bewohnern in das Castell zurück gejagt. Da aber die Franzosen zu Mirandola und Parma schon ein großes Kriegsheer sammelten, um den Sienensern damit Hülfe zu leisten, so fand es Cosmus für rathsam, mit denselben unter gewissen Bedingnissen Friede zu schließen, indem er von dem Kaiser, welcher damahls mit der unglücklichen Belagerung von Metz beschäftigt war, keinen Beystand erwarten konnte. Er betrug sich daher unter diesen ungünstigen Umständen auch gegen Frankreich sehr freundschaftlich, und nahm den Cardinal von Ferrara, welchem der König die Verwaltung von Siena übertragen hatte, mit allen Ehrenbezeigungen auf, als derselbe seinen Weg durch Florenz nahm. Allein obschon ihm dieser von Seite des Königs die vortheilhaftesten Versprechungen machte, und Cosmus in einer sehr kritischen Lage war, so blieb er

doch den Grundsätzen seiner eben so redlichen, als weisen Politik getreu, und wollte nur so lange dem Drange der Umstände nachgeben, bis er doch wieder einiger Maßen auf die Hülfe des Kaisers rechnen konnte.

Das folgende Jahr (1553) ließ ihn Carl V. durch den Francesco di Toledo zur Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege einladen, und Cosmus zeigte sich sogleich bereit dazu. Doch wollte er zuvor den Weg der Güte versuchen und durch den Papst zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich eine Aussöhnung bewirken; seine Bemühungen waren aber vergebens. Piedro von Toledo, welchem als Vicekönig von Carl V. die Leitung des Kriegs übertragen wurde, kam selbst nach Florenz, um sich mit seinem Tochtermanne über die nöthigen Maßregeln zu berathschlagen. Bald darauf starb Piedro, und nun wollte der Kaiser dem Herzoge das Obercommando übertragen, welches dieser ablehnte. Indeß bewirkte der Papst einen Vergleich, wodurch der sienensische Krieg, aber auf sehr kurze Zeit, unterbrochen wurde. Bald mußte Cosmus wieder alles in Bewegung setzen, um die Sienenser und besonders ihre mächtigen Bundsgenossen in Schranken zu halten. Nur seine außerordentliche Klugheit und Geistesgegenwart konnte ihn in dieser Lage retten; denn Garsias di Toledo, welcher nach seines Vaters Tode das Commando der neapolitanischen Truppen hatte, war mit denselben nach Neapel zurück gezogen, der Kaiser war von einer andern Seite mit Frankreich in einen langwierigen Krieg verwickelt, und Fernando di Gon-

zaga, welcher als Statthalter von Mayland sich verhaßt gemacht hatte, konnte ihm ebenfalls wenig Hülfe leisten. Allein je mehr Cosmus auf sich selbst eingeschränkt war, mit einem desto größern Eifer suchte er alle Hindernisse zu überwinden, und sich durch eigne Kraft auf dem Schauplatze zu behaupten, auf dem er sich nun einmahl befand. Zuerst suchte er daher den Anhang seiner Feinde in Italien zu vermindern. Lange schon hatte der Papst Julius gewünscht, seinen Neffen Fabiano mit einer Tochter des Herzogs verehlicht zu sehen, aber seine Absicht nie erreichen können. Jetzt aber, da Cosmus eine Verbindung des Papstes mit den Franzosen befürchten mußte, so gab er seine Einwilligung, und obschon der Gesandte des Königs von Frankreich für den Fabiano bereits eine Prinzessinn von königlichem Geblüte angebothen hatte, so zog doch der Papst die Gelegenheit vor, seiner Familie durch die Verwandtschaft mit dem Herzoge von Florenz in Italien größeres Gewicht zu geben. Eine zweyte Tochter verehlichte Cosmus mit dem regierenden Fürsten von Orsino, dessen Familie bisher immer den Franzosen zugethan war. Nachdem er seine Lage von außen mehr gesichert hatte, so nahm er den Giovani Medicino, Marchese von Marignano, in Sold, welchen er als einen erfahrnen und geschickten Feldherrn kannte, und von welchem er glaubte, daß er ihm um so treuer dienen würde, da derselbe schon lange seinen Ruhm darin gesucht hatte, sich für einen Abkömmling des medicäischen Hauses auszugeben, dessen Wapen er auch wirklich führte. Ueber dieß vermehrte Cosmus seine Truppen, und nahm auch etliche tausend Deutsche in Sold. Von

dem Kaiser verlangte er 4000 Mann Hülfstruppen, und den Ersatz der Kriegskosten nach Vollendung des Krieges, welche Bedingnisse der Kaiser auch annahm. Hierauf schrieb er an die italiänischen Staaten über die Ursachen, welche ihn zum Kriege veranlaßten. Der Marchese von Marignano rückte aber mit den Truppen des Herzogs sogleich gegen Siena vor, und hatte bald mehrere benachbarte Castelle besetzt.

Der König von Frankreich übergab das Commando seiner Truppen dem Pietro Strozzi, auf dessen Treue er sich um so mehr verlassen konnte, da er ein Todfeind des medicäischen Hauses war. Nachdem der Krieg einige Zeit mit abwechselndem Glücke geführt worden war, erfolgte endlich die Schlacht bey Marciano, in welcher Strozzi, der eine Armee von 12000 Mann zusammen gezogen hatte, von dem Marchese di Marignano entscheidend geschlagen wurde. Gegen 4000 Franzosen blieben auf dem Platze, viele wurden gefangen, und alles französische Geschütz erbeutet. Es war ein sonderbarer Zufall, daß der Ort, an welchem das Treffen geliefert wurde, Scannagalli, Frankenschlacht, hieß. Cosmus war aber über den erfochtenen Sieg um so mehr erfreut, weil er gleichsam unter seiner Leitung errungen wurde, indem der Marchese di Marignano nur durch das nachdrückliche Zureden des Jeronimo d'Albizzi, welcher als Commissär des Herzogs im Kriegsrathe war, bewogen wurde, die Franzosen anzugreifen. Der Krieg wurde noch einige Zeit fortgesetzt, bis endlich mit Anfange des Jahres 1555 die Sienenser durch Hun-

ger gezwungen wurden, mit dem Herzoge, welcher vom Kaiser Vollmacht hatte, zu capituliren. So große Aufopferungen Cosmus in diesem Kriege gemacht hatte, und so sehr er die Dankbarkeit des Kaisers verdiente, so machte man ihm doch Vorwürfe, weil er in der Capitulation die Regierung von Siena den Bürgern überlassen, und keine unbedingte Uebergabe bewirkt hatte. Uebrigens wurde das Gebieth von Siena dem Könige Philipp übergeben, ohne daß man den Herzog für seinen Kriegsaufwand noch auf eine andere Art entschädiget hätte. Doch wurde sein Mißvergnügen hierüber durch die Freude vermindert, welche ihm der zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich geschlossene Waffenstillstand verursachte. Er belohnte nun seine Officiere, welche im sienensischen Kriege gedient hatten, mit goldnen Ketten, an denen zum Gedächtniß der Schlacht bey Marciano eine Medaille hing, auf deren einer Seite das Bild des heiligen Stephans, an dessem Festtage jener Sieg erfochten wurde, auf der andern Seite aber das Wapen des medicäischen Hauses gezeichnet war; dieses war die Gelegenheit zur Entstehung des St. Stephansorden. Auch andere Soldaten und selbst Ausländer wurden für ihre Verdienste belohnt. Er verminderte sodann seine Armee, ohne sich doch einer Gefahr auszusetzen.

Allein die friedlichen Aussichten verschwanden bald wieder, indem der päpstliche und französische Hof sich gegen den König von Spanien alliirten. Da sich Cosmus nicht bewegen ließ, in diese Verbindung zu tre-

ten, so wurde er ebenfalls als Feind betrachtet. Zum Glücke für ihn machte der Herzog von Alba, welchen er thätig unterstützte, in diesem Kriege gegen den Kirchenstaat glückliche Fortschritte. Vergebens bemühte sich aber Cosmus durch Unterhandlungen die Uneinigkeiten beyzulegen. Bessern Fortgang hatte seine Bewerbung um Piombino, welches er endlich wieder erhielt. Es wäre zu weitläufig alle Streitigkeiten und kleinen Kriege aus einander zu setzen, in welche Cosmus theils seiner eignen Sicherheit wegen, theils als Anhänger des österreichischen oder spanischen Regenten, nicht selten auch als Beschützer der Unterdrückten verwickelt wurde. Es ist hier genug, zu bemerken, daß er immer zuerst friedliche Ausgleichung versuchte, und im Falle dieß nicht fruchtete, auch seine Waffen mit Ehre zu leiten wußte.

Cosmus hatte (1557) nun erfahren, daß das Gebieth von Siena eine andere Bestimmung erhalten sollte, indem der Papst seinem Gesandten selbst gestanden hatte, daß Philipps Minister ihm zur Uebergabe von Siena schon Hoffnung gemacht hätten. Wirklich hatte Alba schon vom Könige den Auftrag erhalten, daß im Falle kein anderes Mittel zur Herstellung der Eintracht fruchtete, er Siena an den Papst und das Haus Caraffa abtreten sollte. Cosmus, der mit Alba in gutem Vernehmen stand, beredete ihn, das Geschäft nicht zu schnell zu betreiben, und ließ bey König Philipp auf den Ersatz seiner ungeheuren Geldforderungen dringen. Er schickte auch den Ludwig von Toledo zum Philipp, um ihm vorzustellen, daß seine eigenen Gläubiger Bezahlung verlangten, und daß

er in der größten Gefahr seyn würde, wenn Siena an das Haus Caraffa käme, weßwegen er in diesem Falle die von ihm besetzten sienischen Plätze nicht übergeben könnte, wozu er doch sehr bereit sey, wenn Philipp Siena behalten, und ihn seiner Foderungen wegen befriedigen wollte. Wäre der König aber nicht gesinnt, das sienensische Gebieth zu behalten, so glaube er die nächsten Ansprüche darauf zu haben. Der König möchte ihm daher in diesen dringenden Umständen seinen Entschluß bekannt machen, und sich erklären, ob er ihn noch ferner zum Freund haben wollte, damit er hiernach die nöthigen Maßregeln ergreifen könnte. Zu eben der Zeit ließ der Herzog dem Papste das Anerbiethen machen, ihn mit dem Könige von Frankreich auszusöhnen. Der Papst schlug die Verbindung einer königlichen Prinzessinn mit dem ältesten Sohne des Herzogs vor, was man auch am französischen Hofe mit größter Freude bestätigte. Philipp, welcher dieses Gerücht vernommen hatte, wurde für sein Ansehen in Italien sehr besorgt, und schickte sogleich einen Gesandten an Cosmus, durch welchen er ihm Siena unter gewissen Bedingnissen überließ; allein diese waren dem Herzoge zu hart, und er schlug sie aus. Da aber der Gesandte für diesen Fall schon bevollmächtigt war, so verglich man sich bald hierüber. Nicht zu läugnen ist es, daß Cosmus bey diesem Vorfalle nicht so ganz gerade und offen gehandelt zu haben scheint; indeß möchte sein etwas schlaues Benehmen wohl Entschuldigung verdienen, wenn man bedenkt, daß er vielleicht durch kein anderes Mittel vom spanischen Hofe Entschädigung erhalten, und eine gefährliche Nachbarschaft von sich

abwenden konnte. Nach dem mit Philipp geschlossenen Vertrage trat der Herzog Piombino ab, behielt sich aber auf der Insel Elba die festen Plätze und die von ihm erbaute Stadt vor, so ungern man ihm dieß auch zugestand. In Siena war man mit dem neuen Oberherrn sehr zufrieden, indem die Bewohner nach drey kummervollen Jahren endlich wieder ruhig ihr Eigenthum genießen konnten.

Noch mehr Vergnügen verursachten aber die menschenfreundlichen und zugleich sehr staatsklugen Anordnungen des Herzogs. Er rief nähmlich die geflüchteten Bürger zurück, und setzte sie mit gänzlicher Nachsicht aller Strafe in den Besitz ihrer Güter. Er bestellte sogleich Rechtsgelehrte zur Handhabung der Gerechtigkeit, überließ dem Volke die Wahl der angesehensten Magistrate, ertheilte den größern Städten im sienensischen Gebiethe alle Rechte der florentinischen, und legte Alles darauf an, Siena und Florenz in ein Ganzes gleichsam zusammen zu schmelzen. Zu Ende des Jahrs 1558 vermählte er seine zweytgeborne Tochter mit dem Prinzen des Herzogs von Ferrara, welchen er von der Partey der Franzosen abgezogen hatte. Nach diesem für ihn und König Philipp sehr angenehmen Ereignisse hatte er wieder die Küsten gegen die Türken zu decken, welche bey Salerno landeten, die Gegend verwüsteten, und 4000 Menschen als Sclaven wegführten. Indeß hatte (1559) die Bewohner von Montalcino, einer festen Stadt im sienensischen Gebiethe, welche die Franzosen erst kurz vorher verlassen hatten, der Freyheitsschwindel wieder ergriffen. Da sie bedenkliche Bewegungen mach-

ten, so übergab Philipp auch diesen Platz dem Cosmus Dieser nahm auch einige Städte, welche ihm Paul IV. entzogen hatte, nach dessen nun erfolgten Tode zurück.

Allein ein drohendes Ungewitter zog sich jetzt über ihn zusammen. Pandolfo Pucci, ein reicher Mann von nicht geringen Geistesgaben und schönem Körperbaue, war einige Zeit vorher als verdächtig in Sicherheit gebracht worden. Da er wieder befreyt war, beschloß er, auf eine schändliche Art sich an dem Herzoge zu rächen. Er suchte daher zuerst das Vertrauen der herzoglichen Familie zu erhalten, welches ihm auch sehr leicht gelang. Er wurde von derselben mit mannigfaltigen Wohlthaten überhäuft, welche aber seine Rachgierde nicht milderten; vielmehr stiftete er eine Verschwörung zum Verderben des Herzogs, in welche er auch manche Florentiner in Rom, und noch sonst mehrere Anhänger verwickelte. Man beschloß Anfangs, daß Pandolfo, welcher zum Herzoge freyen Zutritt hatte, denselben in seinem Gemache ermorden sollte; allein zu dieser Schandthat war derselbe zu feig, man wollte also den Herzog, wenn er durch die Stadt ritt, erschießen. Nun führten die Verschwornen ein sehr ausschweifendes Leben, welches sie dem Herzoge so verdächtig machte, daß er zwey davon einziehen ließ, welche er aber bald wieder frey gab. Endlich erhielt er von Freunden in Rom die Nahmen der Verschwornen, und Pandolfo wurde zum Tode verurtheilt. Wiewohl aber damahls die Confiscation der Güter in solchen Fällen allgemein

gewöhnlich war, so entzog doch der Herzog die Güter des Verbrechers seinen unschuldigen Kindern nicht.

Im Jahre 1560 erhob der neu erwählte Papst Pius IV., welcher wie sein Bruder der Marchese di Marignano, das medicäische Wapen angenommen hatte, um dem Herzoge seine Achtung zu bezeigen, dessen kaum 14jährigen Sohn Johann zum Cardinal, suchte auch den König Philipp zu bewegen, seine verwitwete Schwester dem ältesten Sohne des Herzogs zur Gemahlinn zu geben, und wollte endlich dem Cosmus sogar den königlichen Titel verschaffen. Allein das Letzte war den übrigen italiänischen Fürsten so verhaßt, daß sie ein Gerücht verbreiteten, Cosmus habe eine Verbindung eingegangen, um die spanische Macht in Italien ganz zu vernichten. Dieses machte den König sehr ungeneigt, in den Vorschlag des Papstes einzuwilligen. Der Herzog reiste indeß mit seiner Familie nach Siena, wo ihn die Bewohner sehr freudig aufnahmen, und ging dann nach Rom, wo er mit allen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. Er bewog den Papst, dem Könige Philipp eine Abgabe vom spanischen Clerus zu bewilligen, um durch neu erbaute Schiffe die italiänischen Küsten und die afrikanischen Plätze zu schützen. Er verwendete sich auch für das Wohl der Kirche, und suchte den Papst zu einer allgemeinen Kirchenversammlung geneigt zu machen (1561.)

Da Cosmus die Sicherheit seines Landes bereits gegründet hatte, und einiger Ruhe genoß, so richtete er sein vorzügliches Augenmerk auf die Beförderung

der Künste und Verschönerung der Hauptstadt. Der Handel, welchen er immer besonders begünstigte, hatte viele Bürger bereichert. Diese munterte er zu einem schönern Baue ihrer Häuser auf, berief Künstler, errichtete prächtige Gebäude und Statuen, baute Brücken über den Arno, und legte Lustgärten an. Das folgende Jahr 1562 schickte er seinen ältesten Sohn Franz nach Spanien, vorzüglich um dem Könige den Verdacht zu benehmen, welchen man demselben gegen Cosmus eingeflößt hatte. Er selbst bereiste sammt seiner übrigen Familie die Seeküsten. Seine zwey Söhne Johann, der Cardinal, und Garsias, welche einander immer abgeneigt waren, belustigten sich auf dieser Reise einst mit der Jagd. Beyde hatten sich von ihrer Begleitung entfernt, und sie trafen sich an einem einsamen Orte des Waldes. Sogleich entstand ein Streit zwischen ihnen, sie wurden handgemein, und Garsias durchbohrte seinen Bruder mit dem Dolche. Mit unverschämter Miene kehrte der Brudermörder von der Jagd zurück. Da man nicht wußte, warum Johann nicht zurück gekommen wäre, so durchsuchte man den Wald und fand endlich seinen entseelten Körper unter einem Gebüsche. Man berichtete diesen traurigen Vorfall dem Cosmus, der eben zu Grosseto war, und aus den Umständen sogleich auf den Thäter schloß, dessen schändliche Eifersucht gegen seinen Bruder er schon bemerkt hatte. So groß sein Schmerz war, so wußte er sich doch zu fassen. Er befahl Alles geheim zu halten, und den Leichnam Nachts in die Stadt in seine Wohnung zu bringen. Es wurde dann das Gerücht verbreitet: Johann sey im Walde von einem heftigen Fieber ergriffen wor-

den und sey daran gestorben. Cosmus ließ hierauf seinen ausgearteten Sohn Garsias zu sich kommen, stellte ihn über das Schicksal seines Bruders zur Rede, und deckte, als jener immer hartnäckig läugnete, den Leichnam des Ermordeten auf. Garsias gestand nun sein Verbrechen, entschuldigte sich aber mit Nothwehre. Allein Cosmus, welcher den sanften Charakter seines gemordeten Sohnes kannte, achtete diese leere Ausflucht nicht, sondern entriß ihm seinen Dolch und durchbohrte ihn neben der Leiche seines Bruders. Eine entsetzliche That, von der man wohl auch sagen könnte, was Plutarch von der ähnlichen That des Brutus sagt, daß sie kein Ausfluß eines menschlichen Geistes sey. Bald wurde der Ruf verbreitet, daß auch Garsias an einer damahls wirklich sehr herrschenden Krankheit gestorben sey *). Die Gemahlinn des Herzogs, welche sich über das Unglück ihrer Familie außerordentlich grämte, starb ebenfalls kurze Zeit darauf. Cosmus hatte nun alle seine Standhaftigkeit nöthig, um sich unter diesen Umständen aufrecht zu erhalten. Um ihn einiger Maßen aufzurichten, ernannte der Papst seinen vierten Sohn Ferdinand zum Cardinal.

Bald aber machte ein neues unglückliches Ereigniß

*) Mehrere Schriftsteller zweifeln an der Wahrheit dieses Factums, weil Adriani und andere gleichzeitige toskanische Schriftsteller es mit Stillschweigen übergehen; indeß scheinen letztere wohl Ursache gehabt zu haben, die Sache zu verschweigen. De Thou erzählt es aber umständlich, und Voltaire trägt kein Bedenken, diesem so gewissenhaften Geschichtschreiber in Rücksicht dieser Begebenheit vollen Glauben beyzumessen.

den Herzog um sein Volk besorgt. Die Unfruchtbarkeit war dieß Jahr in Italien so groß gewesen, daß nun der traurigste Mangel an Lebensmitteln eintrat, und man selbst aus Deutschland Getreide zuführen mußte. Um wieder die Armen seines Landes vor dem Hungertode zu schützen, ernannte Cosmus Beamte, denen er Einkünfte zur Pflege der Armen anwies, und es wurde manchen Tag an 24,000 Menschen Brot ausgetheilt, welches fünf Monathe dauerte.

Nachdem dieses Uebel (1563) vorüber war, rüstete er vier Galeeren wider die Türken aus, auf die er die Ritter des von ihm errichteten Stephansordens vertheilte, den er nun noch vermehrte, und ganz der Marine widmen wollte. Er selbst nahm die Großmeisterwürde des Ordens an. Hierauf übertrug er (1564) in einem von Pisa aus an die Stände des Landes erlassenen Schreiben die Regierung an seinen ältesten Sohn, der schon 24 Jahre alt war, und viele Fähigkeiten zeigte. Cosmus that dieß um so lieber, damit er selbst seinen Nachfolger noch zum Regenten bilden könnte. Da kurz zuvor Kaiser Ferdinand gestorben war, so schickte der junge Fürst von Florenz an den Kaiser Maximilian eine Gesandtschaft, um ihm seiner erhaltenen Würde wegen Glück zu wünschen, und zugleich um seine Schwester Johanna zur Gemahlinn zu erhalten, welches auch nach einem Jahre (1565) geschah. Cosmus gab sich in der Zwischenzeit alle Mühe, die Hauptstadt bis zur Ankunft der österreichischen Prinzessinn noch mehr zu zieren, errichtete an den vornehmsten Plätzen die Bildnisse der berühmtesten Männer des österreichischen und medicäi-

schen Hauses, und ließ Bogen, Säulen und colossalische Statuen aufrichten. Die Hochzeit wurde mit größter Pracht vollzogen. 1566 leistete er dann dem Kaiser die versprochene Hülfe gegen die Türken mit 200,000 italiänischen Ducaten und 3000 Soldaten.

Die Corsikaner, welche sich 1567 empört hatten, wollten jetzt dem Herzoge die Beherrschung ihrer Insel übertragen; allein mit kluger Mäßigung schlug dieser ihr Anerbiethen aus. Das nächste Jahr (1568) bestimmte er seinem Sohne Pietro Leonore, die Tochter Don Garsias von Toledo, zur Gemahlinn. Bald aber wurde er wieder in langwierige Händel verflochten. Er hatte (1569) mit dem Herzoge Alfons von Ferrara schon öfters Rangstreitigkeiten gehabt, von denen er sich, ob er schon immer die Oberhand erhielt, doch gern befreyt sehen wollte. Dieß konnte nur durch eine Rangeserhöhung geschehen, welche er nun wirklich erhielt, indem ihn der Papst zum Großherzog ernannte, und ihn mit einer königlichen Krone von ganz neuer Form beschenkte. Cosmus ging wirklich nach Rom, und ward feyerlich gekrönt. Allein der Kaiser, welcher seine Rechte durch diese Handlung des Papstes gekränkt sah, protestirte dagegen, und hielt auch den König Philipp ab, den Cosmus als Großherzog anzuerkennen. Dieser vertheidigte sich in der Folge bey dem Kaiser, bey welchem der Herzog von Ferrara einen ordentlichen Prozeß wider ihn anhängig gemacht hatte. Allein obschon ihn nachher Frankreich und mehrere Fürsten als Großherzog anerkannten, so erlebte er doch die Bewilligung des Kaisers nicht mehr.

Im Jahre 1570 verehelichte sich Cosmus das zweyte Mahl, und zwar mit einem schönen jungen Mädchen, welche die Tochter eines italiänischen Edelmanns, Martelli, war. Er lebte nun mit seiner Gemahlinn meistens in Pisa, und widmete sich dem häuslichen Glücke, indem er die Regierung 1571 seinem Sohne ganz überließ. Nur gegen die Erbfeinde der Christenheit setzte er seine Bemühungen noch immer fort. Doch ließen seine körperlichen Kräfte 1572 schon immer mehr nach, und seine Gesundheitsumstände verschlimmerten sich. Schon lange wurde er vom Podagra gequält, und jetzt rührte ihn der Schlag, welcher seine Zunge und die rechte Hand fast gänzlich lähmte. Allein auch während der Krankheit behielt er seine Geisteskraft, und nahm noch wichtige Geschäfte vor. Das Uebel vergrößerte sich aber immer, und im Jahre 1574 erfolgte sein Tod. Er hatte ein Alter von nicht mehr als 55 Jahren erreicht, und 38 Jahre regiert. Sein Körperbau war hoch und stark, seine Augen groß, seine Sprache sanft, und sein ganzes Ansehen gewöhnlich munter und froh. Seinen Geist hatte die Natur mit seltnem Scharfsinne begabt, und seine bewunderungswürdige Politik war immer mit Redlichkeit vereint. In dem Innern seines Landes war er ein strenger Schützer der Gerechtigkeit, und nur in seinen letzten Jahren ließ er sich, von Leidenschaften hingerissen, manchmahl zu gewalthätigen Schritten verleiten. Seinen Sohn soll er nach seiner eigenen Aeußerung hauptsächlich deßwegen selbst mit dem Tode bestraft haben, um ihn nicht zur Schande des ganzen medicäischen Hauses als ein gerechter Fürst dem öffentlichen

Gerichte zur Todesstrafe übergeben zu müssen. Künste und Wissenschaften fanden an ihm einen vorzüglichen Gönner. Er gründete die berühmte Akademie zu Pisa, und berief die angesehensten Mahler, Baumeister und Bildhauer in sein Land. Er wollte hierin mit Kaiser August wetteifern, und es dahin bringen, daß man auch von ihm sagen könnte, er habe seine Hauptstadt von Steinen gebaut übernommen, und sie aus Marmor gebaut zurück gelassen. Durch seine häuslichen Verhältnisse wurde er demselben um so ähnlicher, da er, wie jener, viel Unglück in seiner Familie erlebte. August mußte seine Tochter Julia ihrer Ausschweifungen wegen aus Rom verbannen, Cosmus an seinem eigenen Sohne der Rächer seines Sohnes seyn.

Untersuchung

über

den Einfluß des Clima

auf Denk- und Gemüthsart

des Menschen.

Μεγιστα μεν ουν εισιν, αυται της φυσιος διαλλαγαι, επει τα γε ηχωρη, ενη αν τις τρεφεται, και τα ὑδατα. Ευρησεις γαρ επι το Πληθος της χωρης τη φυσει ακολεθεντα τα και ειδεα των ανθρωπων και τες τροπες.

Hypocrates περι των αερων, ὑδατων και τοπων.

Die Beschaffenheit der menschlichen Natur ist sehr verschieden nach Maßgabe des Himmelsstriches, wo Jemand sich aufhält, und des daselbst befindlichen Wassers. Denn im Allgemeinen wird man immer finden, daß sich so wohl die äußere Gestalt, als auch der innere Charakter der Menschen nach den Eigenschaften des Himmelsstriches richten.

Hypocrates über Luft und Wasser ꝛc.

Es ist keinem denkenden Forscher der menschlichen Natur entgangen, daß der Mensch in Rücksicht seiner geistigen so wohl als körperlichen Eigenschaften verschiedenen Modificationen unterliege, die von äußeren Ursachen abhängen. Unter diesen einwirkenden Ursachen wies man von jeher dem Clima den ersten Rang an. Man betrachtet sogar den Menschen ursprünglich als von einer und derselben Art, und sucht sich die Abweichungen der einzelnen Rassen des

Menschengeschlechtes ganz nur aus dem Einflusse des Himmelsstriches zu erklären. Auch hat man dafür viele und sehr wichtige Gründe. Doch ist es hier meine Sache nicht zu zeigen, in wie weit jene Behauptung wahr sey. So viel ist ausgemacht, daß Clima auf den Menschen in seiner ganzen Wesenheit einen unverkennbar mächtigen Einfluß habe. Man vergleiche den schlanken, edel gebildeten Ungar mit dem kleinen, häßlichen Lappen, welche Unterschiede zwischen beyden? Und doch sind beyde ursprünglich von einem und demselben Völkerstamme *). Aus welchen Gründen könnte man sich solche Abweichungen erklären, wenn man das Clima hierin für unwirksam ansehen wollte. Wir sehen ja, welchen mächtigen Einfluß auf uns die Temperatur der Atmosphäre äußert. Wir sehen, wie größere Wärme unsere Hautgefäße von Blut strotzen macht, allen unsern Theilen Röthe gibt, den Schweiß aus den Hautgefäßen hervor brechen macht, dahingegen bey einem stärkeren Grade von Kälte unsere Haut eine blaulicht blasse Farbe annimmt, das Blut sich aus den Hautgefäßen zurück zieht, die Ausdünstung nicht merklich vor sich geht, und die Oberhaut daher trocken wird. Wir sehen, wie wenig eine höhere Temperatur anhaltender Thätigkeit günstig ist, so wie hingegen ein merklicher Grad von Kälte körperliche Bewegung sogar nothwendig macht. Diese alltäglichen Bemerkungen belehren uns schon über

*) Pater Hell beweiset dieses einleuchtend, ihre Sprache hat auffallende Aehnlichkeiten.

den Einfluß der Temperatur der Atmosphäre auf den menschlichen Körper. Daß also der Beschaffenheit des Clima gewisse Phänomene in dem menschlichen Organißmus correspondiren, ist unläugbar. Dringt aber unser Geist mehr ins Einzelne, sucht er zu bestimmen, welche Eigenheiten dieses oder jenes Völkerstammes, in diesem oder jenem Lande dem Clima zuzuschreiben seyen, welche hingegen andere Ursachen haben mögen, so mehren sich dann die Schwierigkeiten ungemein. Hier ist unser Verstand schon leicht Verirrungen Preis gegeben, er ist in Gefahr, körperliche oder geistige Beschaffenheiten, die er an dieser oder jener Menschenspecies bemerkt, auf Rechnung des Clima zu setzen, welche doch in Regierungsform, Gewohnheit und andern Ursachen ihren Grund haben. Oft kann hier der philosophische Forscher etwas ganz allein dem Clima zuschreiben, woran doch jene andern einwirkenden Ursachen ebenfalls ihren Antheil haben, oder wenn er auch den Einfluß dieser letzteren kennt, so wird es ihm doch oft sehr schwer zu bestimmen, in wie fern eigentlich hier das Clima, in wie weit andere Umstände sich wirksam äußerten. Schon in Rücksicht der Verschiedenheit der äußeren Form unsers Körpers findet sich diese Schwierigkeit, noch mehr aber in Hinsicht der Verschiedenheit der Denkart und des sittlichen Charakters. Und eben diese ist es doch, worauf sich diese meine Untersuchung hauptsächlich beschränkt. Es wird also hier große Genauigkeit erfordert, um keine Paralogismen in das Räsonnement einschleichen zu lassen. Daß Clima mit der Gemüths- und Denkart des Menschen in einer sehr nahen Verbindung stehe, erhellet schon daraus,

daß Völker, welche ihr Clima verändert haben, fast immer auch eine verhältmäßige Revolution in ihrem individuellen Charakter erlitten. So wurden die muthigen Gallier die unter Brennus dem stolzen Rom den Untergang droheten, in dem warmen und üppigen Kleinasien zu Gallogräziern. Livius läßt den Consul Manlius von ihnen sagen: Uberrimo agro, mitissimo coelo, clementibus accolarum ingeniis omnis illa, cum qua venerant, mansuefacta est feritas *). Eben so wurden Alexanders wackere Macedonier, Sieger so vieler Völker, in Asien zu weichlichen Asiaten. Ich brauche also dafür keine weiteren Beweise mehr. Nun will ich vorläufig erklären, was ich eigentlich unter Clima verstehe. Clima nenne ich die eigenthümliche Beschaffenheit der Atmosphäre in jedem Lande in Rücksicht der physischen so wohl als chymischen Eigenschaften derselben. Physische Eigenschaften sind Temperatur, Schwere, Dichtigkeit, Elasticität und Durchsichtigkeit. Hier kommen nur die erstern zwey in Betrachtung. Die Temperatur hängt erstens und vorzüglich von den Graden der Breite, der größeren oder kleineren Entfernung vom Aequator und den Polen, dann aber auch von der Lage des Landes, von nahen Gebirgen, Wassermassen ꝛc. ab. Die Schwere kann von vielen einwirkenden Ursachen, von der höheren oder niederen Lage des Landes, von nahen Sümpfen, Morästen, Flüssen, und mehr andern Umständen verschiedentlich modificirt werden.

*) Libro 38. Cap. XVII. Cn. Manlii oratio ad milites suos.

Die chymischen Eigenschaften, nähmlich die größere oder geringere Quantität von vorhandener Lebensluft, von chymisch mit dem einen Bestandtheile der Atmosphäre verbundenen Wasserstoffe, das Daseyn anderer zufälliger Bestandtheile sind vielfältigen Verschiedenheiten nach Beschaffenheit der Gegend, in der diese oder jene chymischen Processe in der Natur häufiger vor sich gehen, unterworfen. Ich werde also zuerst von dem Einflusse der Temperatur der Atmosphäre auf Denk- und Gemüthsart, hierauf von der Wirkung der Luftschwere in eben dieser Hinsicht, dann von der Einwirkung der chymischen Eigenschaften der Luft auf Verstand und sittlichen Charakter reden. Endlich will ich noch in einem Anhange über Regierungsform, Religion und Sprache handeln, in so fern diese im Zusammenhange mit gegenwärtiger Untersuchung stehen.

1) Der Mensch als ein Wesen von sinnlich vernünftiger Natur ist den Eindrücken äußerer Reitze beständig bloß gegeben. Unter allen äußeren auf ihn einwirkenden Gegenständen ist keiner so unermüdet thätig als die Luft, sie, die ihn überall umgibt, die zu seinem Daseyn keinen Augenblick entbehrlich ist, und als das Vehikel angesehen werden kann, durch das alle andere Gegenstände auf ihn wirken. Die Beschaffenheit der Luft nun als eines so unausgesetzt wirkenden Reitzes kann auf den Menschen nicht ohne Wirkung bleiben. Nach verschiedener Beschaffenheit derselben muß auch die Wirkung auf unsern Körper verschieden seyn. Ganz besonders wirksam aber zeigt sie sich auf unser Gefühl durch die Empfindung von Wärme und Kälte, die sie durch die größere oder ge-

ringere Quantität des in ihr vorhandenen Wärmestoffes, und durch den Einfluß dieses Wärmestoffes auf unsere Hautoberfläche, als den Sitz des Gefühles, hervor bringt. Die Erfahrung lehrt, daß eine höhere Temperatur in der Atmosmähre die Oberhaut schlapper und dünner macht, daß die durch die Hitze beförderte Ausdünstung diese Oberhaut geschmeidig erhält, wodurch dann jeder Gegenstand des Gefühles leichter auf die unter der Oberhaut eingeschlossenen Gefühlswärzchen einwirken kann, und die fühlbaren Eigenchaften jedes Dinges mit mehr Feinheit und Stärke empfunden werden müssen. Ein eben so bekannter Erfahrungssatz ist es, daß Kälte die Haut zusammen zieht, die Ausdünstung verhindert, die Gefühlswärzchen einschrumpfen macht, und dann unser Gefühl für feinere Reitze nicht mehr empfänglich ist, und nur stärkere und gröbere Eindrücke aufnehmen kann. Nun ist es aber jedermann bekannt, welch ein wichtiger Sinn der Sinn des Gefühles sey. Les jugemens de tact sont les plus surs parceque ils sont les plus bornés, sagt Rousseau in seinem Emil. Dieser Sinn berichtigt die Empfindungen der anderen Sinne über die äußeren Gegenstände, und zerstört die Täuschungen derselben, ist nun dieser Sinn feiner und schärfer, so kann er desto mehr fühlbarere Eigenschaften an den Gegenständen auffassen, die übrigen Sinne in desto mehr Beziehungen zurecht weisen, und unserer Einbildungskraft und dem Verstande desto mehr Ideen zur Bearbeitung übergeben. Daher erklärt sich zum Theil der Witz, die reiche Einbildungskraft, der Erfindungsgeist, die Verschlagenheit der Bewohner wärmerer Zonen, die

Stumpfheit des Verstandes, Unfruchtbarkeit der Phantasie der nördlichsten Bewohner unserer Erde. In gemäßigten Gegenden findet sich bey den Menschen weder jener hohe Grad des feinen Gefühls der südlichen Völker, noch jene an Blödsinn gränzende Stumpfheit desselben bey den nördlichsten Völkern, z. B. Lappen, Samojeden; hier sind unendlich viele Abstufungen zwischen beyden mitten inne. Jenes lebhafte, feine Gefühl der Völker wärmerer Regionen hat nun zwar den Vortheil für sich, daß jeder auch schwächere äußere Eindruck von ihnen leicht, klar und lebhaft wahrgenommen wird, hat aber zugleich das Nachtheilige, daß keiner jener Eindrücke lang dauern und bleibend seyn kann, da er immer von dem gleich nachfolgenden Reitze eines andern Gegenstandes verdunkelt wird, daher der Leichtsinn der südlichen Nationen, das Oberflächliche in ihren Kenntnissen, der Hang zu heftigen Leidenschaften. Daher kommt es auch, daß sie die ein Mahl gemachten Erfindungen nicht verfolgen und vervollkommnen. Von der großen Empfindlichkeit ihrer Gefühlwärzchen ist auch ihre größere Empfindlichkeit für den Schmerz, so wie zum Theile ihre Abneigung vor Arbeit und Anstrengung abzuleiten. Die Völker der kälteren Zonen hingegen vereinigen mit ihrem gröberen Gefühle auch mehr standhafte Entschlossenheit, da ein Gegenstand zwar schwerer auf ihr Gefühl wirket, aber wenn er diese Wirksamkeit einmahl geäußert hat, auch einen nicht so leicht verlöschenden Eindruck hervor bringt. Von eben diesem gröbern Gefühle ist auch ihre geringere Empfindlichkeit für den Schmerz. Man muß einen Russen erwürgen, um

ihn fühlend zu machen, sagt Montesquieu *). Die Bewohner der gemäßigten Climate haben weder den Leichtsinn und die übertriebene Empfindlichkeit der Bewohner heißer Climate, noch das unbeugsame Ausharren und die Gefühllosigkeit der Menschen in kalten Himmelsstrichen. Auf ihr Gefühl wirken also wohl die äußeren Eindrücke leichter, aber sie haben auch hinlängliche Festigkeit, so daß sie, trotz der nachfolgenden Eindrücke, immer noch fest gehalten werden können. Daher sind Erfindungen immer erst in gemäßigten Erdstrichen zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gediehen. Daher hat es der Bewohner in einem solchen Clima in seiner Macht, nach Umständen auch standhaften Muth, nur mit mehr Klugheit als der Nordländer, zu äußern. Der Schmerz macht auf sein Gefühl noch keinen so lebhaften Eindruck, daß er sich nicht leicht zur Ertragung desselben bestimmen könnte. Daher seine Tauglichkeit zu allen Geschäften, die Aufopferung und kalte Ueberlegung erfordern.

2) Nicht nur auf das Gefühl, auch auf das eigentliche Organ der Seele, auf das Gehirn, scheint mir die Temperatur der Atmosphäre einfließen zu können. Das Gehirn ist vorzüglich Organ der Seele, in so fern es die feinere Organisation, die Anfänge der Nerven in sich begreift. Die Seele empfängt ihre Eindrücke nicht unmittelbar von den Ner-

---

*) Livre 14. Chap. 2.

ven, diese dringen erst in das Gehirn, wo sie uns unbemerkbar werden, bis zum Sitze der Seele, wahrscheinlich als zu einem Concentrirungspuncte. Diesen Nervenanfängen und Nervenenden, die verschiedentlich mit einander verschlungen und verwebt sind, hat wahrscheinlich auch die Einbildungskraft ihre Wirksamkeit zu verdanken, mittelst welcher die schon einmahl gehabten sinnlichen Vorstellungen reproducirt werden. Von der Beschaffenheit dieser feineren Organisation also hängt eigentlich die Stärke des Empfindungsvermögens, die Lebhaftigkeit, größere Thätigkeit, der Reichthum der Einbildungskraft ab. Nun denke ich aber, daß die Temperatur der Atmosphäre wirklich sich auf diese feinere Organisation wirksam äußern könne. Immer bemerken wir ja, daß eine größere Quantität des Wärmestoffes die Körper mehr flüssig erhalte, die bey Anwesenheit einer geringeren Menge desselben fester und in mehr krystallisirtem Zustande sich finden. Sollte dieß nicht auch der Fall bey dem Gehirne und der feineren Organisation seyn? Mir ist es sehr wahrscheinlich. Hieraus würde dann viel leichter erklärbar, warum die Bewohner wärmerer Himmelsstriche größeren Reichthum und mehr Lebhaftigkeit der Einbildungskraft besitzen, weil nähmlich ihr Gehirnmark weicher, die feinere Organisation geschmeidiger ist, so daß Spuren von den äußern Eindrücken leichter von denselben angenommen werden, und daß bey der größeren Weichheit der Organisation mehr Bilder mit Leichtigkeit aufgefaßt, und verschiedentlich verbunden werden, so wie hingegen diese Spuren wegen Weichheit der Theile leicht wieder verlöschen.

Hieraus ließen sich dann verschiedene Phänomene sehr leicht erklären. So bestätiget uns die Erfahrung, daß die Bewohner heißer Climate stets fruchtbar an Werken der Einbildungskraft waren, daß diese Werke insgemein bilderreich und von hohem Schwunge sind. Alle Producte der orientalischen Muse haben den Stämpel einer blühenden, reichhaltigen, oft ausschweifenden Phantasie, die in ihrem unbändigen Fluge keine Regeln, keine Gränzen kennet. Selbst bey den roheren Völkern der heißen Climate findet sich diese Bemerkung bestätiget. Die Otaheiter haben sogar eine Gattung von Versen und ordentliche Dichtkunst*). Bey den sonst rohen Persern steht noch heut zu Tage die Dichtkunst in Ehren, so wie sie bey den nomadischen Arabern schon vor ihrer Bekanntschaft mit den morgenländischen Griechen beliebt und bearbeitet war **). Auch die Mythologie ist immer bey südlichen Völkern viel bilderreicher, als bey den Völkern des kalten Nordens, lauter Beweise für die stärkere Wirksamkeit der Einbildungskraft bey den Bewohnern heißer Erdstriche. Von dieser thätigern Einbildungskraft, so wie von der größern Reitzbarkeit ihres Gefühles und Empfindungsvermögens leitet sich nun auch ihr Hang zu starken und lebhaften Gemüthsbewegungen her. Ihre Furchtsamkeit ist offenbar eine Wirkung davon, indem sie sich nähmlich eine drohende Gefahr vermittelst der Einbildungskraft

*) Forsters Reisen um die Welt.
**) Jardins Reisen nach dem Orient.

mit den lebhaftesten Farben ausmahlen, so daß dann durch diese grellen Bilder der Wille betäubt und zu zaghaften Handlungen fortgerissen wird, so auch der gähe Zorn, indem durch die große Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens und der Einbildungskraft jeder äußere so wohl als innere Eindruck desto heftiger wirkt, und auch stärkere leidenschaftliche Aeußerungen des Zornes hervor bringt. Aus ähnlichen Gründen läßt sich auch die größere Intention aller andern Gemüthsbewegungen erklären, z. B. ihre Eifersucht. Da nun bey den Bewohnern heißer Climate durch den Reitz der Hitze die sinnliche Reitzbarkeit so sehr erhöhet ist, so kann man hieraus leicht abnehmen, daß es hier dem Verstande schwerer werden muß, über dieselbe die Oberhand zu behaupten, daß folglich hier, wo die Leidenschaften freyen Spielraum haben, Laster und Unsittlichkeit in einem höheren Grade Statt finden müssen. Man findet, sagt Montesquieu, in den nördlichen Climaten Völker, die wenig Laster, viele Tugenden besitzen, die voll Aufrichtigkeit und freymüthiger Herzensgüte sind. Nähert man sich mehr den südlichen Ländern, so glaubt man sich von der Sittlichkeit selbst zu entfernen, lebhaftere Leidenschaften vervielfältigen dort die Laster *). Bey den Bewohnern kälterer Climate ist nun die feinere Organisation fester, dichter, spröder, nicht so empfänglich zur Aufnehmung äußerer Eindrücke. Die Einbildungskraft ist also hier auch minder thä-

*) Esprit de loix liv. XIV. Chap. 2.

tig, sie ist hier keine so unumschränkte Gebietherinn. Daher haben wir auch von Norden her sehr wenige Producte einer bilderreichen Einbildungskraft, zwar fehlt es dort nicht ganz an dichterischen Genies; doch hatten die es meistens mit der Epopee zu thun, wie des Ossians und anderer Barden Lieder zeigen. Die ernste Darstellung großer Thaten der Helden der Vorzeit war der Inhalt ihrer Gesänge, wobey ihre Einbildungskraft keinen so unregelmäßigen Flug und hohen Schwung bewies. Daher kommt es auch, daß die nördlichen Nationen immer mehr Sittlichkeit beweisen, weil bey ihnen die Vernunft dem nicht so reißenden Strome der Sinnlichkeit leichter Dämme setzen konnte. Es ist dieß freylich nur passive Güte, allein wahre Tugend ist auch nicht vom Clima abhängig; denn sie kann in allen Climaten gedeihen, und ist eben dort am schätzbarsten, wo sie mit der Sinnlichkeit den schwersten Kampf hat, aber auch eben daselbst vielleicht am seltensten. Man sehe auf unsere Voráltern, die alten Deutschen, sie hatten sehr wenig allgemeine Gesetze, doch waren sie ihrer Tugend, ihres rechtschaffenen Wandels, und ihrer Treue wegen bekannt, so daß die römischen Kaiser ihnen gewöhnlich die Bewachung ihres Körpers vertrauten. Tacitus sagt von ihnen: Nemo illic vitia ridet, plusque ibi boni mores valent; quam alibi bonae leges. *) Wirklich durfte man, aller Beschreibung nach, Deutschland damahls noch zu den kalten Climaten rechnen,

*) Tacitus de moribus germanorum.

Der Rhein gefror alljährlich fest zu, was heut zu Tage weit seltner ist.

Bey den Völkern gemäßigter Climate hat das Gehirn weder jene größere Weichheit der Bewohner heißer Erdstriche, noch jene nachtheiligere Festigkeit als eine Wirkung der stärkeren Kälte. Die Consistenz der feineren Organisation hält hier ungefähr das Mittel. Und dieß Mittel ist eben am tauglichsten zu den Seelenverrichtungen. Die Einbildungskraft hat Lebhaftigkeit genug, um starke Bilder, reitzende Gemählde zu schaffen, der Verstand aber auch wieder hinlängliche Stärke, um das Feuer der Phantasie zu mäßigen. Daher finden wir auch in den gemäßigten Erdstrichen die trefflichsten Producte in streng wissenschaftlicher so wohl, als auch in dichterischer Hinsicht. Doch ist hier schon die Sittlichkeit nimmer so rein, als bey den Völkern kalter Climate. Die sinnliche Reitzbarkeit ist hier schon größer, die Vernunft hat hier schon mit einem mächtigern Feinde zu kämpfen. Weil nun diese bald unterliegt, bald das Feld behauptet, so ist der Charakter dieser Völker unstäter, mehreren Veränderungen und Modificationen unterworfen.

3) Ich komme nun zu der dritten Ursache der Verschiedenheit der Geistesanlage, nach Maßgabe der Temperatur und des Clima. Der Wärmestoff ist einer von den wohlthätigsten Reitzen, die von außen her auf den menschlichen Körper sich wirksam äußern. Doch wie bey jedem Reitze, nach Verhältniß seiner Intension oder Extension, die Wirkung verschieden seyn muß, so findet sich der Fall auch hier.

Am wenigsten unangenehm scheint dem Menschen eine Quantität Wärmestoffes in der Luft, die zwar das Thermometer ober dem Eispuncte stehen macht, aber doch dem Grade der thierischen Wärme nicht zu nahe kommt. Wird diese Quantität merklich größer oder geringer, so äußert sie nicht mehr die vortheilhaften Wirkungen. Wird sie größer, so wird dann das Blut dadurch rarificirt, wo dann ein Theil des Blutwassers aus den Hautgefäßen auf die Oberfläche der Haut hervor dringt, und den Schweiß in größerer Menge bildet. Durch diese Beraubung des Blutwassers wird nun die Kraft unsers Körpers einiger Maßen erschöpft. Hierzu kommt noch, daß ein so anhaltend wirkender, starker, wenn auch auf eine kürzere Zeit wohlthätiger Reitz, wie dieß die größere Quantität des freyen Wärmestoffes ist, endlich die Erregbarkeit schwächt. Aus allem diesem folgt nun, daß der Körper der Bewohner heißer Länder schwächer seyn müsse. Jeder Zustand unserer Seele ist nun aber auch mit einem ihm correspondirenden Gefühle in der Seele verbunden. Es ist also nothwendig, daß die Seele das Gefühl von der perpetuirlichen Schwäche unsers Körpers erhalte, und daß dieses Gefühl auf alle Entschließungen und Handlungen der Seele einfließe. Daher die Feigheit der Bewohner heißer Climate, daher ihre Neigung zur List und zum Betruge. Aus Mangel auf Selbstvertrauen auf ihre körperliche Stärke nehmen sie zu niedrigen Ränken und Verstellung ihre Zuflucht. Hieraus läßt sich auch die Abneigung derselben vor Arbeit und Anstrengung erklären, so wie ihre Liebe zur Ruhe. Denn die Arbeit macht ihnen auch den Eindruck der Sonnenhitze auf ihren

ohne dieß schwächlichen Körper noch empfindlicher, die Ausdünstung noch heftiger und ermüdender. Nicht so ist es bey den Bewohnern eines kalten Clima. Bey diesen ist die Quantität des in der Athmosphäre enthaltenen Wärmestoffes geringer, die Luft also kalt. Arbeit und Bewegung schützt ihn nun am zweckmäßigsten vor der Kälte, träge Ruhe setzt ihn derselben nur immer mehr aus. Die Muskelbewegung wird ihm leichter, da keine häufige Ausdünstung den Muskeln die Säfte entzieht, durch deren größere Anhäufung die Wirkung derselben erhöhet wird. Die Kälte macht daher seine Muskelfasern rigider, zu stärkeren Anstrengungen fähiger. Darin hat die Arbeitsamkeit, der starke dauerhafte Körper der Bewohner kälterer Climate seinen Grund. Da er sich nun auch des Gefühles von der Stärke seines Körpers immerwährend bewußt ist, so hat er schon viel Muth und Selbstvertrauen. Körperlicher Schmerz macht auf ihn nicht leicht Eindruck, da sein Körper fester gebaut ist. So wie nun Kälte zwar die Muskelfaser rigider, stärker macht, so schwächend wirkt sie im Gegentheile wieder auf die Nervenfasern, indem durch die Zusammenschnürung der die Nerven umgebenden Membranen bey Kälte ihre innere, feinere Substanz gedrückt, der Ab- und Zufluß derselben gehindert, und also die Reitzbarkeit und Schärfe der Empfindung geschwächt wird. Der Bewohner des gemäßigten Clima hat größten Theils viele Entschlossenheit, er muß strenge Kälte im Winter, drückende Hitze im Sommer ertragen, für Kälte und Hitze ist also sein Körper gleich abgehärtet. Diese Abwechselung von Frost und Hitze bringt auf seinen Körper einen sehr vortheilhaften Reiz

hervor, eine Bemerkung die schon unserem großen Ahnherrn Hipokrates nicht entging. Die vorzüglichste Ursache, sagt dieser große Mann, warum die Asiaten feiger, weibischer, unkriegerischer und sanfter als die Europäer sind, liegt darin, weil bey ersten keine so starken Veränderungen in der Temparatur in den verschiedenen Jahreszeiten vorfallen, die Temperatur bleibt sich hier weit mehr gleich. Daher kommen auch bey ihnen heftig wirkende Eindrücke auf die Seele, und auffallend contrastirende Reitze auf den Körper nicht vor, zwey Ursachen, durch welche unsere Gemüthsart rauher und zornmüthiger wird, so wie sie auch eine größere Raschheit annimmt, als dort, wo eine sich immer gleichförmige Temperatur herrscht. Diese Veränderungen der Jahreszeiten sind also vorzüglich wirksam, die menschliche Seele in Thätigkeit zu setzen, und sie immerwährend zu beschäftigen *).

Gewiß sehr richtig bemerkt. Daher ist und war der Deutsche immer als muthig, tapfer, entschlossen, und ehrlich bekannt, weil hier bey einem gemäßigteren Clima doch die Veränderungen der Witterung in den verschiedenen Jahreszeiten sehr abstechend sind. Weiter gegen Süden, in Italien, wo die Abwechselung der Temperatur immer so auffallend, die Winterkälte schon sanft ist, treffen wir nicht so muthvolle, redliche, unerschrockene Bewohner. Es ist dieß

---

*) Hypocrates περι των αερων, ὑδατων και τροπων.

auch ganz natürlich. Ein monotonischer Reitz, der immer unausgesetzt ohne Abwechselung wirkt, schwächt die Reitzbarkeit, indeß mehr abwechselnde Reitze, je weiter sie von einander abstehen, oder jemehr sie mit einander contrastiren, eine desto lebhaftere Wirkung hervor bringen. Dabey verbindet der Bewohner gemäßigter Erdstriche mit seinem entschlossenen Muthe mehr Klugheit, als der Bewohner des nördlichen Erdgürtels, indem er größere Geistesanlagen, feineres Gefühl, als jener besitzt, wie ich schon oben bewiesen habe.

Nun muß ich den Einfluß der Schwere der Luft auf Denk- und Gemüthsart der Menschen beweisen. Ich werde hier zuvörderst den Gebirgsbewohner beobachten, was dieser in seiner leichteren, dünneren Luftsäule für einen Charakter an sich hat, und werde hier zuerst wieder den Hipokrates *) als meinen Gewährsmann anführen. Dieser sagt von dergleichen Leuten: „Diejenigen, welche eine hohe, schwer zugängliche, rauhe Gebirgsgegend bewohnen, wo sie die Winterkälte empfindlich drückt, und im Sommre ihnen die Sonne scharf auf den Scheitel brennt, diese sind meistens von einem starken, hohen Körperbaue, mit muskulösen Gliedmaßen, hitzig und hart in ihrem Betragen, dabey wachsam und arbeitsam, scharfsinnig und zornmüthig in ihrem Charakter, und leben meistens in einer freyeren politischen Verfas-

*) Hypocrates ibidem.

sung, sie haben mehr Rauhes als Sanftes in ihrem Betragen gegen andere, sind aber sehr aufgelegt zur Kunstbetriebsamkeit, und von einem scharfsehenden Verstande, im Kriege gewöhnlich tapfer." Die dünnere leichtere Gebirgsluft hat an der Bildung ihres meisterhaft dargestellten Charakters vielen Antheil, sie erheitert ihren Verstand, macht sie thätiger, und unternehmender, so wie sie ihnen auch zum Theil ihren festen Körperbau verschafft. Da es ihnen ferner in ihrer rauhen unwirthbaren Gegend sauer wird sich ihren Unterhalt zu verschaffen, so wird ihnen wohl Arbeitsamkeit nothwendig, um ihren Unterhalt der Natur abzuzwingen. Daher die Betriebsamkeit des Schweizers, des Tirolers. Ihre Freyheitsliebe rührt daher, weil dergleichen Gebirgsbewohner wenig Vermögen besitzen, das sie leicht auf ihren Gebirgen in Sicherheit bringen, und daher jedem Drucke mit Festigkeit Widerstand leisten können. Die Freyheit ist ihr einziges Gut, das sie glücklich macht, und bey ihren Arbeiten tröstet, sie wachen also für dieselbe, und können dieß um so leichter, da sie gegen auswärtige feindliche Angriffe durch die Natur ihrer Lage geschützt sind. Ihr Muth rührt von dem Selbstbewußtseyn ihrer körperlichen Stärke, und von dem Vertrauen auf ihre sichere Lage her. Darum waren die Gebirgsbewohner älterer und neuerer Zeit ihrer Tapferkeit wegen bekannt, wie die Aetolier *), Thrazier und Parther in älteren Zeiten, in neueren aber die

*) Ferox atque indomita gens, sagt Livius von ihnen.

Montenegriner, Schweizer, Catalonier und Schotten. Ich werde nun die Sitten der Bewohner einer schwereren Luft in ebnen und flachen Gegenden beobachten, und mich auch hier an den biedern Hipokrates halten. Er sagt von diesen: Wo die Erde nieder, fett und fruchtbar ist, dort sind auch die Menschen schwerfällig, unthätig, von bösem Charakter, träge und schläfrig, zu Künsten und Wissenschaften verrathen sie wenig Fähigkeit, und besitzen nicht viel Witz und Scharfsinn. "Ein Beyspiel hiervon geben die Bäotier, von denen Horaz sagt:

Boeotum ex crasso jurares aere natum.

Ihre Blödigkeit scheint zum Theil hierin ihren Grund gehabt zu haben. Der größere Druck der Luft macht Bewohner solcher Gegenden zur Geistes- und Leibesthätigkeit unaufgelegt, weil er ihnen ungemächlich ist. Hierzu kommt auch noch, daß dergleichen niedere Gegenden gewöhnlich auch sehr fett und fruchtbar sind. Es kostet nähmlich den Bewohnern dieser Gegenden wenig Mühe, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, welches auch eine Ursache ihrer Trägheit zu seyn scheint. Kriegerischer Muth und Freyheitsliebe sind in solchen Gegenden selten zu Hause. Der Ehrgeitz hat hier stärkere Reitze, sich der Herrschaft zu bemeistern, der Widerstand gegen Anmaßungen widerrechtlicher Tyrannen ist hier nicht so groß, der Gehorsam desto größer, weil liegende Gründe von besonderer Güte das Unterpfand desselben sind, die Einkünfte beträchtlich. Despotismus findet sich daher in solchen Ländern sehr oft. Die fruchtbaren

Ebenen Asiens stehen alle unter dem eisernen Scepter willkührlicher Despoten.

Ich komme nun auf die chymischen Eigenschaften und ihren Einfluß auf psychologische Phänomene. Doch hier habe ich zu wenig Facta, als daß ich zuverlässige Räsonnements abziehen könnte. Unter den fremdartigen Bestandtheilen, die der Atmosphäre beygemischt sind, findet sich am häufigsten das Hydrogen, oder der Wasserstoff, der sich mit dem Oxygen der Luft zu Wasser in gasförmiger Gestalt verbindet. Dieses macht dann die so genannte feuchte Luft. Diese hat gewiß so manchen Einfluß auf den Charakter einzelner Menschen so wohl, als ganzer Nationen. Ich glaube, daß zum Theil hiervon verschiedene Eigenheiten der Engländer herrühren. Vielleicht mag jenes unbehagliche Gefühl der Existenz, das Selbstmorde bey ihnen so häufig macht, der Feuchtigkeit der sie umgebenden Atmosphäre zuzuschreiben seyn. Wenigstens sagt uns die Erfahrung, daß in Englanddie Luft neblicht und dick ist. Vielleicht, daß der dunkel unangenehme Eindruck, den diese neblichte Luft veranlaßt, bey schwächlich reitzbaren Subjecten die Idee zum Selbstmorde bewirket. Daß eine Luft, die das Oxygen in gehöriger Menge und Mischung enthält, und weniger von fremdartigen Theilen in sich aufgenommen hat, heiter, muthig und aufgelegt macht, ist eine richtige Bemerkung. Vielleicht rührt auch hiervon zum Theil die Feigheit und Muthlosigkeit der Bewohner großer Städte, wo die Luft immer verdorben und mit fremden Gasarten verunreiniget ist. Doch ich will mich hier nicht in Muthmaßun-

gen verlieren, wo ich mich an keine zuverlässigen Beobachtungen halten kann. Dieß ist es nun ungefähr, was mir in Ansehung des Einflusses des Clima auf Denk- und Gemüthsart am wahrscheinlichsten ist. Ich hätte wohl noch manches von dem Einflusse desselben auf Temperament sagen können, worüber sich manche Schriftsteller sehr weitläufig erklärt haben. Aber da der Begriff von Temperament im physiologischen Sinne sammt allen seinen Distributionen noch immer etwas Hypothetisches ist, worüber die Physiologen noch heut zu Tage nicht einig sind, so hätte ich Hypothesen auf Hypothesen bauen müssen. Da hätte ich denn ein Kartenhaus aufgeführt, wo der geringste Windstoß an ein Stockwerk das ganze Gebäude nieder geworfen hätte; kurz ich hätte mit großem Wortgepränge nichts gesagt. Ich will hier nur noch als Anhang einige Bemerkungen über den Einfluß des Clima auf Regierungsform, Religion und Sprache, und dieser wieder auf den Charakter der Menschen beyfügen, in so weit sich diese Bemerkungen als Corollarien aus dem bisher Erörterten ableiten lassen.

Ich habe schon oben bemerkt, daß in warmen Ländern, wo nebstbey der Boden sehr üppig und fruchtbar ist, meistens Despotismus herrsche, ein Factum, das vor Jahrhunderten schon bemerkt wurde, und auch heut zu Tage seinem ganzen Umfange nach wahr ist. Der größte Theil von Asien steht unter willkührlichen Regenten, sagt schon Hipokrates. Dieser Despotismus hat viele Wirkungen auf Denk- und Gemüthsart, er lehrt die Untergebenen Verstellung und

List macht sie unkriegerisch, weil sie im Kriege kein Interesse finden, egoistisch und mißtrauisch. Der Mensch im gemäßigten Clima lebt schon immer in einer freyeren bürgerlichen Gesellschaft. Hier findet man gesetzmäßige Monarchien und Republiken. Es herrscht daher in diesen Ländern schon ein freyererSinn, mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit, Muth im Kriege und Liebe des Vaterlandes. Der Bewohner kalter Climate erträgt schon viel leichter und öfter den Druck des Despotismus, er ist nicht scharfsichtig genug, um willkührliche Anmaßungen der höchsten Gewalt bald zu entdecken, und denselben zur Zeit vorzubeugen. Seine große Unempfindlichkeit läßt ihn eine willkührliche Gewalt eher ertragen, besonders da hier der Despot selten ausschweifende Grausamkeiten begeht, weil er in kältern Regionen leichter berechnet, wie weit seine Gewalt gehen darf, und nicht so leicht das Spiel seiner Leidenschaften wird, da er hier in keinem Serail eingesperrt seinen Ministern die Regierung überläßt, sondern mehr selbstthätig und Selbstherrscher ist. Merkwürdig ist es auch, daß besonders Inselbewohner eine freye Regierungsform besitzen. Montesquieu gibt hiervon folgende Gründe an: die Inseln sind gewöhnlich von nicht sehr großer Ausdehnung, eine Partey des Volkes kann hier nicht mit so gutem Erfolge angewendet werden, um die andere zu unterdrücken. Das Meer trennt die Inseln von andern großen Reichen, und die Tyranney kann sich hier nicht so leicht zur Usurpation wechselseitig die Hand biethen. Eroberer hält das Meer von ehrgeitzigen Entwürfen ab *).

*) Montesquieu esprit de loix. Livre XVIII. Chap. V.

Auch die Religion trägt gewöhnlich deutliche Spuren von Einwirkung des Clima an sich. Der Ostiendier setzt das Glück seiner höchsten Gottheit in Nichtsthun, weil ihn Unthätigkeit bey seinem heißen Clima am meisten beglückt. Er glaubt, daß seine Gottheit das Gebeth, das er während des Bades im Flußwasser an sie richtet, am liebsten erhören werde, weil er sich hier gestärkt und erleichtert fühlt. Er ist in der Ueberzeugung, daß die Bösen im andern Leben dadurch werden bestraft werden, daß sie Lasten tragen müssen, welches freylich seinem Hange zur Bequemlichkeit am meisten zuwider ist. In Norden setzte man gewöhnlich das Glück der Götter in kriegerische Uebungen und Saufgelage. Letztere stehen gleichfalls genau mit dem Clima im Zusammenhange, da immer in der Regel die nördlichen Bewohner weit stärkere Trinker sind, als die südlichen. Es läßt sich dieser Hang bey ihnen entschuldigen, indem sie bey ihrer geringen Empfindlichkeit immer mehr incitirender Potenzen bedürfen. Auch der Hang zum speculativen Leben, der Mönchstand, hat seine Entstehung dem heißen Oriente zu verdanken, wo er weit mehr ausgebreitet ist, als in den mehr nördlichen Gegenden. Im südlichen Asien wimmelt es von Derwischen, Fakiren, Braminen und Bonzen jeder Art. Selbst in Europa sind die südlichsten Gegenden, nähmlich Spanien und Italien, an Mönchen am fruchtbarsten. Ferner hat man auch immer bemerkt, daß man im Süden mehr auf Ceremonien im äußeren Gottesdienste, als im Norden hält, weil dort eine lebhaftere Einbildungskraft mehr äußeres Gepränge mit dem Wesentlichen der Gottesverehrung zu verbinden sucht, und der Fanatismus als eine Fol-

ge der erhitzten Phantasie findet leichter in Süden, als im Norden Nahrung. Die schwärmerischen Mahometaner kamen aus dem heißen Arabien. Die Aegyptier waren besonders schon vor Alters als große Fanatiker bekannt. Ein Beyspiel hiervon erzählt uns Juvenal, nähmlich den Streit zwischen den Ombosyten und Tentyriten. Bey dieser Gelegenheit sagt er:

— — — — summus utrinque
Inde furor vulgo, quod numina vicinorum.
Odit uterque locus, cum solos credat habendos
Esse deos, quos ipse colit.

Meistens ist ferner in den Ländern des heißen Orients Vielweiberey erlaubt, da hingegen in den Ländern des Nordens meines Wissens diese nie Statt fand. Man behauptet, daß in jenen Ländern wirklich die Anzahl des weiblichen Geschlechtes weit größer als die des männlichen sey, und ich bin sehr geneigt es zu glauben.

Ich komme nun auf die Sprache. Die Sprache der nördlichen Völker ist immer rauher, härter, mehr mit Mitlautern überladen, die der südlichen aber angenehmer, singender, mit mehr Vocalen. Falkoner, ein sehr berühmter Schriftsteller in seinem Werke über die Wirkung des Clima auf den Menschen gibt hiervon folgende Erklärung: Die nördlichen Völker in ihrem kalten Clima vermeiden so viel als möglich den Mund stark zu öffnen, damit die kalte Luft nicht in zu großen Schichten in ihren Körper dringen könne. Daher ist ihre Sprache voll Mitlauter, die sie des starken Oeffnens der Mundlippe überheben. Die süd-

lichen Völker entladen sich gern der warmen Luft, die in ihrer Lunge ist, um eine frische nicht so warme Schichte in sich aufzunehmen, sie öffnen also gern den Mund weit, folglich nehmen sie auch gern mehr Vocale in ihre Sprache auf. In wie weit diese Erklärung wahr sey, wage ich hier nicht zu entscheiden. Es möchte wohl nicht die einzige sonderbare, gekünstelt scheinende, unzulängliche Erklärung in dieser Abhandlung seyn. Ich habe mir wenigstens alle Mühe gegeben, nur immer die Spur der Erfahrung und Geschichte genau zu verfolgen. Sollte ich sie manches Mahl verloren haben, so sey es meinem ungeübten Geruchsorgane zu gute zu halten.

Angabe einiger Druckfehler.

Seite 8 Zeile 2 lies: Matthisson statt Mathisson.
— 37 — 11. lies: Tagwerk statt Tagwerk'.
— 96 — 6. lies: Elektricität statt Electrikität.
— 115 — 2. von unten lies: Humboldt statt Humbold.
— 158 — 8. von unten lies: Klugheitslehrerinn statt Klugheitskrämmerinn.
— 179 — 11. lies: Alkuin statt Akum, und so jedes Mahl.
— 187 auf dem Titelblatte lies: Selbstmord statt Selbstmord.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Poetische Aufsätze.

	Seite.
An die Muse der Dichtkunst.	7
Aufmunterung zur Dichtkunst.	10
Frühlingslied.	12
Greifenstein.	13
Am Geburtstage des Herrn v. R * * * z.	17
Die Nacht auf dem Lande.	19
Elegie.	21
Der Augarten.	24
Der Mann.	27
Auf die Geburtsfeyer Ihrer k. k. Majestät Marien Theresiens.	28
Der Hagestolz.	31
Am Grabe eines Freundes.	33
Die Mondnacht.	36
Die Geisterstunde.	38
An Sie.	40
Impromtu auf die Ritterfeste in Laxenburg.	43
Der Frau von Lth * * * am 28. Verehlichungstage.	44
Das Felsenpaar.	46
Die Bergreise.	51
Am Geburtstage eines Freundes.	53

Lob des Bieres 55
Abendphantasie. 58
Ein Blümchen. 61
Mein Mädchen. 63
Meinem Vater. 65
Die letzte Bitte. 67
An einen Freund. 69
Abend-Einsamkeit. 72
An die Hoffnung. 74

Zweyte Abtheilung.

Prosaische Aufsätze.

Ueber den Werth der Wissenschaften. 83
Versuch einiger diätetischer Regeln für Studierende auf Universitäten. 105
Bemerkungen über den aufrechten Gang des Menschen. 143
Bemerkungen über einige Sätze der stoischen Weltweisen. 153
Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Psychologie. 167
Ueber die Verdienste Carls des Großen um die Cultur seiner Staaten. 177
Gedanken über den Selbstmord. 189
Eine Stelle aus Ammian Marcellin. 201
Cosmus erster Großherzog von Florenz, ein biographischer Versuch. 213
Untersuchung über den Einfluß des Clima auf Denk- und Gemüthsart des Menschen. 249